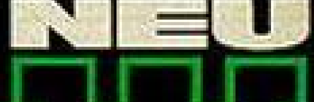
1,80 DM / Band 493
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Janes Umkehr

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Janes Umkehr

John Sinclair Nr. 493

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 15.12.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Janes Umkehr

Irgendwann hatten die Menschen ihre Angst überwunden. Da stellten sie sich gegen die Diener der Hölle. Und auch der große Hexenmeister Abandur wurde gefangen, gefesselt und bei lebendigem Leibe begraben.

Ihn gab es nicht mehr, doch seine Dienerinnen, die Hexen, hatten überlebt. Und sie lebten auch weiter. All die Jahre.

Bis der Zeitpunkt kam, wo sie den Befehl erhielten, Abandur zurückzuholen. Denn die Hölle gab einen einmal gefaßten Plan niemals auf…

Als der Nachtwind die Blätter der Bäume schüttelte und über die alten Mauerreste hinwegpfiff, blieben die vier alten, dunkel gekleideten Weiber stehen.

Für einen Moment drehten sie ihre angespannten Gesichter mit der dünnen, hellgrauen Totenhaut dem Wind zu, dann öffneten sie die Mäuler und begannen zu lachen.

Sie freuten sich darüber, daß sie hier waren und alles so vorgefunden hatten, wie es versprochen war.

Ihr Lachen wurde zum Kichern. Hoch, schrill, abgehackt, dann wieder langgezogen, vermischte es sich mit den Geräuschen des Windes.

Wie auf Kommando verstummte das Lachen. Nur die Geräusche des Windes waren noch zu hören, dieses leichte Säuseln, vermischt mit einem singenden Heulen, dem die vier alten Weiber nachlauschten.

»Es ist der Totenwind, der uns begrüßt!« flüsterte eine von ihnen und rieb ihre Handflächen gegeneinander. Es hörte sich an, als wollte sie verbranntes Papier zerreißen.

»Ja, der Bote.«

»Wir sind auf der richtigen Spur«, erklärte die dritte.

Das vierte Weib meinte: »Wir holen ihn raus. Er hat lange genug gelegen. Er wird alles ändern.«

»Sicher, sicher!« Die erste kicherte. In ihre Augen trat ein ungewöhnlicher Glanz. Sie streckte die Arme seitlich aus. Die anderen drei Weiber kannten die Geste und wußten genau, was sie zu bedeuten hatte. Auch sie griffen zu, berührten einander, so daß sie den Kreis schließen konnten.

Der Kreis war wichtig. Er gab ihnen das Gefühl der Gemeinsamkeit, der Zusammengehörigkeit, denn sie gehörten einer besonderen Gruppe an, die seit vielen Jahrhunderten von den Menschen gefürchtet und auch verachtet wurde.

Sie waren - Hexen!

Vier Frauen, irgendwie alterslos, häßlich, so wie man damals die Hexen dargestellt hatte. Die Schönheit war vergangen, aber sie würde zurückkehren, davon waren sie überzeugt. Erst jedoch mußten sie ihre Aufträge erledigen.

Der von den Hexen erwähnte Totenwind weht noch immer über das karge Hügelgelände einer trostlosen Landschaft. Steine, dürres Gras, Bodenpflanzen, Strauchwerk verteilten sich bis hin zum Horizont, wo die Sonne schon verschwunden war und den langen Schatten der Nacht hatte Platz machen müssen.

Die Gegend war einsam. Sie sah noch so aus wie vor einigen Jahrhunderten. Nichts hatte sich verändert, selbst die Ausflügler der großen Städte mieden diesen Fleck. Er war ihnen zu windig, zu rauh und auch zu einsam.

Zudem hielt sich die Mär, daß es in dieser windigen Ecke unheimlich sei und nicht mit rechten Dingen zuging. Was genau vorgefallen war, wußte niemand. Es wurden auch keine weiteren Fragen gestellt, man nahm es einfach hin.

Niemand hatte die vier Hexen gesehen. Sie wollten auch nicht erkannt werden. Was sie vorhatten, ging niemanden etwas an. Und so schlichen sie weiter, nachdem sie den Kreis gelöst hatten. Ihre Füße schleiften durch das hohe Gras. Manchmal zogen sie die Köpfe ein, wenn ein Windstoß in ihren Nacken blies. Sie gingen hintereinander über den Kamm einer Mulde, bevor sie anschließend in ihrem Innern verschwanden.

Es war ein kleines Tal mit sanft ansteigenden Hängen, auf denen das Gras vom Wind regelrecht gekämmt wurde.

Der Boden war steinig, an vielen Stellen auch aufgerissen. Wärme und Kälte hatten ihre Spuren hinterlassen. Steine bedeckten ihn. Sie sahen aus wie eine vergessene Beute.

Manche Steine erreichten die Größe von Menschen. Sie sahen aus wie Klötze, hin und wieder abgerundet, dann aber eckig und scharfkantig. Die Hexen kannten den Weg, obwohl sie ihn nie zuvor gegangen waren. Sie wichen den größeren und kleineren Hindernissen aus und näherten sich schnurstracks ihrem eigentlichen Ziel.

Die vier Weiber trugen dunkle Kleidung. Der Wind peitschte gegen den Stoff. Er war dünn, manche hätten Lumpen dazu gesagt. Menschen hätten gefroren, die vier Hexen störte es nicht. Es schien, als würden sie den Wind genießen.

Sie näherten sich dem Zentrum der Schüssel, wo sie auch bleiben wollten. Hier hatten sie mehr Platz, aber ein markanter Punkt war dennoch zu sehen.

Ein Stein!

Simpel, nichts Besonderes, und doch ungeheuer wichtig für die vier Weiber.

Er ragte wie ein großer Daumen vor ihnen hoch, warf noch einen Schatten und sah aus, als wäre er von Menschenhänden geformt worden. Ob es stimmte, wußten die Hexen nicht, möglicherweise war der Stein als Warnung aufstellt worden, nur hatten sie keine Furcht davor.

Als sie ihn erreichten, umstellten sie ihn von allen vier Seiten und starrten ihn an.

Nur der Wind war zu hören, der über ihnen hinwegwehte und erste, dunkle Wolken heranschaufelte.

Die blasse Scheibe eines abnehmenden Mondes war hin und wieder zu sehen. Der Erdtrabant wirkte wie ein einsamer Beobachter, der es nur auf die vier Hexen abgesehen hatte.

»Hier ist es!« sagte die Anführerin und bückte sich. Sie strich mit

ihren dünnen, gespreizten Spinnenfingern über die rauhe Oberfläche, als wollte sie diese liebkosen.

»Liegt er darunter?«

»Ja.«

»Wie bekommen wir ihn weg?«

Die Anführerin kicherte. »Ihr sollt nicht zweifeln und nicht fragen. Ihr müßt vertrauen. Vertrauen wir auf unsere Kräfte. Wir sind es, die die Natur beherrschen. Was vor Urzeiten geboren und vererbt wurde, steckt auch in uns.«

»Wollen wir beginnen?«

»Ja, schließ den Kreis. Wir werden den Menschen beweisen, zu was wir Hexen fähig sind.« Die Anführerin breitete abermals ihre Arme aus. Sie bewegte dabei auffordernd die Finger, und ihre drei Artgenossinnen verstanden das Zeichen.

Auch sie breiteten die Arme aus. Die Entfernung zwischen ihnen reichte aus, um sich zu berühren.

Jetzt war der Kreis wieder geschlossen. In der Mitte stand der Stein.

Dunkel, ein Hinweis auf etwas Furchtbares, das unter der alten Erde lag.

»Du bist vergraben, du bist geschändet und gefoltert worden, aber du bist nicht vergessen. Laß die Zeiten vergehen, wir aber werden verstehen. Immer wenn der Hexenmeister seine Dienerinnen rief, kamen sie. So war es, so wird es auch bleiben. Wir sind hier, Hexenmeister. Wir sind gekommen, um dich aus einem unwürdigen Grab zu holen. Du, großer Abandur, sollst wieder über uns herrschen. Die Aufgabe ist uns von Lilith, unser aller Meisterin, übertragen worden. Mit deiner Hilfe wird es uns gelingen. Deshalb sollst du nicht länger unter Maden, Käfern und Würmern begraben liegen. Du sollst das Licht des Mondes genießen, das auf dich wartet. Du wirst die Kraft schöpfen, die wir dir in Liliths Namen geben, und dir wird wieder eine Braut zur Seite stehen, mit der du die schwarze, dämonische Hochzeit feierst, wo wir tanzen werden und dem Teufel huldigen. Die alten Zeiten waren verschüttet, aber vergessen sind sie nicht…«

Die Hexe hatte sehr laut gesprochen. Nicht nur ihre drei Hexenschwestern schienen ihr zugehört zu haben, auch der Wind hatte ihre Stimme vernommen. Er war es, der ihr eine Antwort gab. Ein Stoß wehte in die Senke, umspielte den Stein und tanzte auch in die Gesichter der alten Hexen.

Die Anführerin fuhr fort: »Erinnern wir uns an unsere Kräfte, die so gewaltig sind, daß wir die Natur aus den Angeln heben können. Zeigen wir allen, zu was wir fähig sind. Holen wir den Hexenmeister zurück, meine Schwestern!«

Sie alle wußten, auf was es ankam. Daß sie ihre Gedanken jetzt sammeln und auf einen Punkt konzentrieren mußten. Sie durften

keine Fehler begehen und sich ablenken lassen.

Aus der Natur war die Große Mutter entstanden, ihrer aller Königin. Die Natur wurde von ihr beherrscht, und ihre Kräfte gingen über auf die Dienerinnen.

Und so konzentrierten sie sich auf ihre Aufgabe. Aus dem Boden schien die Kraft zu dringen, die in ihre Körper stieg und ihre Köpfe erreichte. In den Augen spiegelte sie sich wider. Sie nahmen einen anderen Ausdruck an.

Die Blässe verschwand. Tief in den Schächten der Pupillen regte sich etwas.

Licht und Leben…

Unheimliches Leben. Kalt und tot, dennoch voller Kraft und Willen steckend.

Münder verzogen sich, Lippen klafften auf, Köpfe wurden nach hinten gedrückt, um den Mond anschauen zu können, dessen kaltes Licht wie ein Schleier auf die Erde fiel.

Die Hexen »tranken« das Licht. Sie liebten es. Der Mond war ein Stück Natur, er galt als Freund schwarzmagischer Gestalten, und er ließ sie auch hier nicht im Stich.

So füllte er mit seinem Licht ihre Augen, während der Wind weiterhin das unheimliche Totenlied sang.

Die Hexen erstarkten. Eine jede von ihnen hatte das Gefühl, fliegen zu können. Die neue Kraft strahlte aus ihren Augen, die einen roten Höllenschein angenommen hatten.

Kalte Blicke waren auf den Stein gerichtet. Natur gegen Natur. Wer war stärker?

Der Stein stemmte sich gegen die geballte Hexenkraft. Er wollte nicht verlieren, doch wer die Natur beherrschte, konnte sie auch vernichten.

Die Hexen dachten nicht an die Zeit, die verging. Sie waren selbst zeitlos und erreichten einen ersten Erfolg, als sie sahen, wie das Gestein anfing, abzubröckeln.

Es war ein leises Knacken und Reißen zu hören. Aus Rissen stiegen dünne Dunstschwaden wie langgestreckte Staubwolken hervor.

Das war der Anfang.

Ein hartes Lachen durchdrang die Stille. Die Anführerin hatte es ausgestoßen, und sie war dabei, ihre Schwestern auch weiterhin zu motivieren.

Reserven mußten ausgeschöpft werden, um dieses große Hindernis zu knacken. Was in langen Jahren geschaffen worden war, konnte nicht so einfach zerstört werden.

Der Stein setzte Widerstand entgegen. Er wollte nicht brechen, aber die Hexen bewiesen, daß sie vieles beherrschten.

Auch Telekinese!

Und so begann die Erde, die den Stein wie Krallen festgehalten hatte,

allmählich zu zerbröckeln. Sie lockerte sich so weit, daß er sich bewegen konnte.

Er schwankte…

Zerstört wurde er nicht, doch die Macht der Hexen hob ihn aus dem Boden.

Die glühenden Augen schienen an ihm zu reißen und trugen ihn schließlich davon.

Er glitt in die Höhe. Lautlos geschah dies und mit einer genau kontrollierten Sicherheit. Bestand er tatsächlich noch aus diesem schweren Material?

Nicht unter der Macht der Hexen. Er wanderte in die Höhe, als wollte er dem Himmel entgegensteigen, um in den blaßgrauen Wolken zu verschwinden.

Hexen besiegten die Natur!

Wieder einmal bewiesen sie, zu was sie fähig waren, und sie schauten ihm nach, wie er über ihren Köpfen schwebte. Der größte Teil zeigte eine verwitterte, hellgraue Farbe, nur das untere Stück dieses Steins war dunkel gefärbt.

Feuchte Erde und nasser Lehm klebten daran. Es hatte sich in den Rillen festgesetzt, bildete dort eine Schicht, in der sich Würmer und Käfer wohl fühlten. Letzte Krümel fielen noch in die Tiefe, berührten auch das graue strähnige Haar der Hexen und blieben darin kleben.

»Weiter!« schrie die Anführerin. Sie ging mit gutem Beispiel voran. Es sah so aus, als wollte sie sich auf die Zehenspitzen stellen. Ein Ruck durchzuckte ihren Körper - und sie schaffte es. Die Gemeinsamkeit brachte das fast Unmögliche zustande.

Der Stein wurde zerstört!

Er zerplatzte nicht, die Kräfte der Hexen zerbliesen ihn. Das Rot ihrer Augen, als Zeichen der Verbundenheit zur Hölle gedacht, trat über auf den schwebenden Stein.

Von oben bis unten durchdrang es das Gefüge. Es füllte jede Ritze, jeden Spalt aus und sorgte dafür, daß dieses uralte Gebilde nicht mehr standhalten konnte.

Über den Köpfen der vier Hexen verglühte es, als würde es in einem Ofen geschmolzen.

Ein blutigroter Kern ohne Hitze war entstanden. Es entstand eine saugende Trichterwirkung, von der die Außenränder, die nicht so stark glühten, zusammengezogen wurden.

Als Masse verkleinerte sich der Stein, sein Gewicht blieb. Physikalische Vorgänge, durch Magie gelenkt, spielten sich fünf Yards über dem Boden ab. Kleiner und kleiner wurde der Stein, das rote Leuchten schwächte sich ab und war plötzlich verschwunden.

Es gab den Stein nicht mehr!

Die Hexen blieben dennoch stehen. Sie hatten etwas

Unwahrscheinliches erreicht und bewiesen, wie gut sie letztendlich waren und wie sehr sie ihre Kräfte einsetzen konnten, wenn sie sich auf einen bestimmten Vorgang konzentrierten.

Noch berührten sich ihre Hände. Angespannt standen sie da, aber die Griffe lockerten sich. Sie wirkten plötzlich verbraucht, das rote Leuchten in ihren Augen trat zurück. Als erste entspannte sich die Anführerin. Sie löste ihre Finger aus den Händen der rechts und links neben ihr stehenden Schwestern.

Die Arme fielen nach unten, klatschten gegen den Körper, und über den Köpfen der vier Weiber flog mit krächzenden Rufen ein dicker Kolkrabe hinweg, als wollte er den Sieg der Hexen über die Natur allen anderen verkünden.

»Das war der Teufel!« sagte die Anführerin. »Ja, das war er. Nur er hat uns die Kraft gegeben.«

»Hoch lebe der Teufel!« schrie eine andere.

»Ja, Satan. Er soll immer sein.«

Die Hexen jubelten ihm zu. Auch die Anführerin, die auf den Namen Edwina hörte, war begeistert.

Aber die rief die Hexenschwestern auch zur Ordnung, und augenblicklich stellten diese ihre Freudenschreie ein.

»Noch sind wir nicht am Ende, meine lieben Schwestern. Etwas Wichtiges steht uns bevor. Ihr wißt Bescheid, nicht wahr?«

Sie nickten.

»Dann werden wir mit der großen Aufgabe beginnen und den Hexenmeister aus dem Grab holen.«

Sie ging einen Schritt vor und streckte ihren rechten Arm aus, wobei der Zeigefinger wie eine Lanzenspitze schräg in die Tiefe deutete.

»Dort liegt er begraben!«

Vier Augenpaare starrten in die Senke. Sie war relativ groß, in der Mitte befand sich ein Loch, aus der Stein gerissen worden war. Der Mond stand über dem Gelände. Sein blasser Schein fiel direkt in das Senkenloch.

Beim Herausziehen war der Boden aufgewühlt worden. Lehmklumpen, kleinere Steine, Wurzeln, Gräser, Kriechtiere bildeten einen Wirrwarr. Inmitten des Gewühls leuchtete etwas in einer fahlen Blässe, weil der Mondschein es betupfte.

Es war eine Hand!

Eine fleischlose, nur aus Knochen bestehende Klaue mit nach innen gekrümmten Fingern, auf deren Spitzen dick der Dreck lag.

»Da!« keuchte Edwina. »Da ist sie. Die Hand des Hexenmeisters. Sie ragt aus der Erde, wie zu einem Willkommensgruß gekrümmt.« Edwina begann zu lachen. »Es ist wunderbar!« fuhr sie flüsternd fort. »Er erwartet uns. Ja, er freut sich. Der Hexenmeister weiß genau, was er zu tun hat. Er will, daß wir ihn erwecken.« Edwina verstummte und

schaute sich um. »Los, meine Schwestern. Kommt, bleibt nicht länger stehen? Rutscht in sein Grab und helft mir, ihn aus dem Dunkel der Erde ins Licht des Mondes zu ziehen.« Sie begann wieder zu kichern und rieb ihre Hände, bevor sie mit gutem Beispiel voranging und den schmalen Hang hinabrutschte. Ihre Füße drückten sich in den weichen, feuchten Lehmboden. Wurzelwerk ragte hervor, als wollte es sich um die Knöchel der Hexe krallen, um Edwina zu Boden zu stoßen und in die feuchte Erde zu pressen.

Sie überstieg die einzelnen Fallen mit sicheren Bewegungen, drehte sehr vorsichtig einen Halbkreis, weil sie auf keinen Fall das Skelett des Hexenmeisters zerstören wollte.

Neben der aus dem Boden ragenden gekrümmten Hand blieb sie stehen und bückte sich. Dabei berührte sie streichelnd die Knochenklaue, um zu fühlen, ob möglicherweise Leben in ihr steckte.

Noch immer in der gebückten Haltung, hob sie den Kopf an. Das bleiche Mondlicht wob in ihr graues Gesicht ein Spinnennetz.

»Es ist so kalt«, flüsterte sie ihren Schwestern zu. »So furchtbar kalt, aber wir werden dafür Sorge tragen, daß sich dies ändert und schwarzmagisches Leben in seinen zerstörten Körper eindringt.«

Sie winkte mit der Rechten. »Kommt herbei und helft mir!«

Sehr vorsichtig rutschten die anderen drei Hexen in Abandurs Grabmulde.

Wieder bildeten sie einen Kreis und warteten auf Edwinas Anweisungen.

Die gab sie mit zitternder Stimme. Behutsam lockerte sie das feuchte Erdreich um die Knochenklaue. Brocken für Brocken nahm sie auf, zerdrückte ihn in ihren Fäusten, um die Krümel wegzuschleudern. Die anderen drei Hexen taten es ihr nach. In gebückter Haltung umstanden sie das Skelett und wühlten den Boden an der Stelle auf, wo der Unterkörper liegen mußte.

Edwina legte den Kopf frei. Sie mußte etwas tiefer graben. Ihre spitzen Fingernägel arbeiteten dabei wie Messer. Sie stachen in das Erdreich hinein, Edwina krümmte die Finger und tastete die Umgebung ab, wo sie den Schädel vermutete.

Einige Male nickte sie dabei, obwohl sie noch nichts gefunden hatte. Ihre kaum zu erkennenden Lippen verzogen sich zu einem wissenden Grinsen, und schließlich stieß sie einen krächzenden Laut aus, der ihre Freude darüber dokumentierte, daß sie es geschafft hatte.

Der obere Teil des Kopfes lag frei!

Eine blanke Schädelplatte, nur mit einem Schmutzfilm versehen, den sie behutsam abwischte. Sie führte ihre Hände über den Schädel hinweg, legte noch mehr von dem fleischlosen Kopf frei und strich über die mit alter Erde gefüllten Augenhöhlen.

Ihre Finger arbeiteten wie kleine Schaufeln. Sie leerte die

Augenhöhlen, ebenfalls die Stelle, die einmal die Nase gewesen war, außerdem die Mundhöhle.

Endlich lag der Schädel so blank und sauber vor ihr, wie sie es sich gewünscht hatte.

»Abandur!« flüsterte sie mit heiserer Stimme. »Abandur, man hat dich lebendig begraben, doch man hat die Kräfte der Hölle unterschätzt. Der Teufel läßt niemanden im Stich. Er ist dann zur Stelle, wenn sein Diener ihn braucht.«

Sie riß beide Arme hoch und fing an, schaurig zu lachen. Ihre Schwestern hielten in der Arbeit inne.

Sie waren auch so gut wie fertig, denn vor den Augen der vier Hexen lag ein Skelett.

Das Skelett!

Abandurs Überreste. Fleisch- und hautlose Knochen, fast schon sauber und miteinander verbunden.

Das Skelett war nicht zerstört worden. Die langen Jahre hatten ihm nicht viel anhaben können. Edwina glaubte daran, daß es auch nicht auseinanderfallen würde, wenn sie es vorsichtig anhoben.

»Tragt es fort!« befahl sie mit heiserer Stimme. »Aber hütet euch, einen Fehler zu begehen. Wer nicht achtgibt, den trifft die Rache des Satans, das verspreche ich euch. Wir brauchen ihn, nur er kann Liliths Wunsch erfüllen.«

Die drei Hexenschwestern hatten zugehört und nickten, als ihre Anführerin verstummte.

Sie waren gut erzogen und warteten so lange, bis Edwina den Anfang machte, den Kopf vorsichtig mit beiden Händen umfaßte und anhob.

Nichts durfte jetzt noch falsch gemacht werden. Zwei Hexen umklammerten die Fußknöchel und hoben die Beine an.

Die Hexen verließen die Mulde. Auch jetzt verfingen sie sich nicht in den Fußangeln. Ohne große Schwierigkeiten kletterten sie den flachen Hang hoch und legten oben, auf einer ebenen Fläche, das Skelett ab.

Drei Hexen traten zur Seite, um Edwina den nötigen Platz zu schaffen, weil sie um den Knöchernen herumgehen wollte. Zweimal schritt sie den Kreis ab, bevor sie stehenblieb und nickte.

»Es ist geschafft!« rief sie laut dem zuglotzenden Mond entgegen. »Wir haben es vollbracht. Er, der große Abandur, ist wieder bei uns. Von nun an wird er in unserer Mitte weilen, um Liliths Auftrag durchzuführen. Er wird zur Schwarzen Hochzeit gehen, und wir Brautjungfern begleiten ihn.«

Sie lachte zuerst allein. Später stimmten die anderen Weiber mit in dieses Gelächter ein, als wollten sie dem Teufel in der Hölle ihren Triumph akustisch dokumentieren.

Sie hatten gesiegt, bestimmt nicht zum letztenmal.

***

Das Bild hätte aus dem Mittelalter stammen können. Es war noch immer die gleiche Nacht, und die vier Hexen hatten ihren aus dem Grab geholten Meister weggeschafft.

Von keinem Menschen waren sie gesehen worden. In dieser Gegend hielten sich tagsüber kaum Leute auf, in der Nacht war überhaupt niemand zu sehen. Da wurde das Land den Kräften der Natur überlassen, dem Wind, der Dunkelheit, den Wolken, dem Mond.

Sie hatten die Feuerstelle dort angelegt, wo sie ein Hang zur nächsten Ortschaft hin deckte. Flammen waren in der Nacht weit zu sehen, selbst. Meilen entfernt.

Sie wollten kein Aufsehen erregen, aber sie benötigten das Feuer, um ihre Vorbereitungen treffen zu können.

Die Feuerstelle bestand aus alten Steinen. Zwei Blöcke standen sich gegenüber. Verbunden waren sie durch einen Eisenrost, auf dem der große Kessel seinen Platz gefunden hatte. Ein bauchiges Gefäß, an den Außenseiten rußgeschwärzt und von innen mit dem heißen Sud gefüllt, den die Hexen gebraut hatten.

Er war nach uralten Rezepten hergestellt worden, aus Kräutern, Wurzeln, Pflanzen, Knochenmehl, Blut und anderen Dingen, die nur den Hexen bekannt waren.

Abandur selbst hatte den Sud damals erfunden und die entsprechenden Analysen hinterlegt. Er schien gewußt zu haben, was auf ihn zukam, und sein Testament war von den Hexen gefunden und der Text in die Praxis umgesetzt worden.

Der Sud köchelte vor sich hin.

Dampfschwaden bildeten sich, krochen an den Innenrändern des Gefäßes hoch und anschließend darüber hinweg, wobei sie sich wie eine dünne Nebelschicht ausbreiteten.

Die trockenen Holzstücke brannten gut. Sie gaben auch genügend Hitze ab, um den Brei weiterhin zu erhitzen. Aus dem Gefäß drangen hin und wieder blubbernde Geräusche, die immer dann entstanden, wenn Blasen an der Oberfläche zerplatzten.

Die Hexen hockten auf dem Boden. Sie mußten noch warten, denn es galt, genaue Zeiten einzuhalten. Schafften sie dies nicht, war alles verloren, aber sie wollten unbedingt den Erfolg.

Das Skelett des Hexenmeisters lag im Gras. Sie hatten es sehr vorsichtig bis an dieses Ziel transportiert, und kein einziger Knochen war während des Transports gebrochen oder gesplittert.

Hin und wieder griff Edwina zu einem Holzstück und legte es nach. Sehr vorsichtig schob sie es unter den Kessel zwischen die Steine und andere Brennende Holzstücke. Dann sprühten jedesmal Funken auf, die an den Außenrändern des Kessels in die Höhe glitten und oft genug den oberen Rand erreichten.

Normale Uhren besaßen die Hexen nicht. Sie verließen sich auf ihre

inneren Uhren. Durch ihren Geist waren sie mit den Kräften der Natur und denen der Gestirne verbunden.

Noch immer glotzte der Mond. Sein Licht vermischte sich mit den zuckenden Flammen, die wie lange Hände an den Außenseiten des Kessels hochkrochen.

Natur umgab sie, Natur war von ihnen in den Kessel hineingetan worden und bildete den jetzt stinkenden Sud, von dem immer mehr Dampf hervorstieg und den Kessel einhüllte.

Sie starrten gegen den Kessel und in die Flammen. Der Widerschein tanzte über ihre Gesichter.

Schatten und Licht wechselten sich ab. In den Augen der Hexen wirbelten Lichtreflexe, kleine Funken, die aussahen, als würden die Pupillen zersprühen.

Niemand sprach, aber drei Augenpaare richteten sich auf Edwina, die sich mit einem Ruck erhob und auf den Kessel zuging. Die anderen Hexenschwestern wußten Bescheid. Ihre Anführerin würde die Probe aufs Exempel machen. Erst wenn die positiv verlaufen war, konnten sie den eigentlichen Vorgang einleiten.

Die Hexe trat bis an den Rand des Kessels, hob den Arm und tunkte ihre Hand in den Dampf. Niemand sah, daß sie den Zeigefinger ausstreckte und ihn in das breiige Gebräu stach. Sie rührte einmal um. Obwohl der Sud mittlerweile fast kochend geworden war, verbrannte sie sich nicht, zog den Finger wieder hervor und hielt ihn unter ihre Nase.

Sie schnüffelte wie ein Hund an der Spur eines Artgenossen. Als sie die Hand wieder sinken ließ, begann sie langsam zu nicken. Gleichzeitig zogen sich ihre Lippen in die Breite. Sie deutete so etwas wie ein Lächeln an, und ihre drei Schwestern wußten Bescheid.

Es war soweit!

Sie standen auf. Ruckartig schoben sie ihre mageren Körper in die Höhe. »Sollen wir schon?«

»Ja, wir holen es.«

Zu viert hoben sie das Skelett an, schafften es bis dicht an den Trog und hievten es über den Rand hinweg.

Sie ließen es nicht heftig fallen, reckten sich und stellten sich auf die Zehenspitzen, bevor sie die Arme so bogen, daß der fleischlose Körper in das Gebräu getunkt werden konnte.

Die blubbernden Geräusche verstummten für einen Moment. Ein Saugen und Schmatzen war zu hören, als wollte das Zeug sein Opfer an sich reißen und es in irgendwelche Tiefen zerren.

Das Skelett verschwand!

Die vier Hexen waren zufrieden. Sie schauten nicht mehr nach. Dafür faßten sie sich an den Händen, bildeten wieder den Kreis und begannen mit ihrem Tanz um den Kessel.

Bisher waren sie still gewesen. Nun aber begannen sie mit ihrem schauerlichen Gesang.

Es schwangen schrille Laute durch die Einsamkeit der Nacht. Manchmal verwandelten sie sich in heisere Schreie, dann wieder drang nur ein Stöhnen aus den Mäulern der heftig tanzenden und mit den Beinen zuckenden Hexen.

Ihre Füße stampften so hart auf den Boden, als wollten sie Löcher hineindrücken. Dumpfe Echos hallten dem Feuer entgegen. Die Flammen begannen stärker zu tanzen. Sie glitten höher, ihre Spitzen erreichten den Rand des Kessels.

Das Gebräu veränderte sich. Der Dampf nahm an Stärke zu, er quoll über und wehte den tanzenden Hexen widerlich stinkend gegen die Gesichter, was die vier nicht weiter störte. Sie empfanden dies als sehr angenehm.

Plötzlich war Schluß. Abrupt beendeten sie ihren Hexentanz, blieben auf der Stelle stehen und starrten von vier verschiedenen Seiten auf den Kessel.

Dort tat sich noch nichts. Das Gebräu köchelte vor sich hin. Der Dampf war schwächer geworden, nur noch sehr dünn schwebte er über der Kesselöffnung.

Etwas geschah.

Sie konnten nicht in den Kessel hineinschauen, aber sie bemerkten doch, daß er sich bewegte.

Er zitterte, auf dem Rost schien er wegrutschen zu wollen, und plötzlich stieg inmitten der letzten Dampfschwaden jemand aus dem Kessel.

Eine Gestalt, ein Mensch?

Jedenfalls war es kein Skelett mehr. Ein unheimlich aussehendes Wesen mit langen, weißgrauen Haaren.

Abandur kehrte zurück!

Als Skelett war er in die Masse hineingetunkt worden, als menschliches Monstrum tauchte der Hexenmeister wieder auf!

Und seine Dienerinnen begannen zu jubeln, bevor sie sich verneigten und ihre Gesichter auf den Boden preßten.

Abandur war da.

Jetzt konnte alles wieder so werden wie früher. Und diejenige, um die es ging, würde sich nicht wehren können…

***

Zuerst hatte man gedacht, daß es Mitglieder irgendeiner Friedensdemonstration gewesen wären, die eine Plattform des sehr hohen Schornsteins besetzt hielten. Von dieser Meinung war man abgekommen, als man durch die Ferngläser sah, wer dort oben tatsächlich hockte.

Nur eine Frau!

Sehr alt zudem, grau im Gesicht, aber mit einem langen Messer bewaffnet, mit dem sie vor ihrem Gesicht herumfummelte. Für die Beamten war klar, daß diese Frau entweder eine Verrückte sein mußte oder eine Lebensmüde, denn die Plattform um den Schornstein war nicht gerade breit, und das Gitter bot auch keinen sehr hohen Schutz.

Die Besetzerin wurde aufgefordert, ihren Platz zu verlassen. Das aber wollte sie nicht. Entschieden stemmte sie sich dagegen und stellte sogar Bedingungen.

Ein Beamter fragte, was sie denn wolle.

»Ich will jemand sprechen!« brüllte die Frau mit einer sich fast überschlagenden Stimme, die große Mühe hatte, überhaupt die Ohren der Polizisten zu erreichen.

»Ich will einen Mann sprechen, einen bestimmten! Los, geht und holt ihn her!«

»Mit wem wollen Sie reden?«

»Der Mann heißt John Sinclair!«

Der Frager wandte sich an seinen Kollegen und an die umstehenden Feuerwehrleute. »Kennt den einer von euch?«

Aus dem Hintergrund löste sich ein Corporal. »Fragen Sie mal, ob sie damit den Oberinspektor Sinclair meint, den Yard-Mann?«

»Soll ich das wirklich?«

Der Corporal schüttelte über seinen jüngeren Kollegen den Kopf. Er nahm das Megaphon selbst und stellte seine Frage. Dabei beobachtete er die Frau genau.

Sie hatte eine Hand auf den Rand des Stützgitters gelegt, in der anderen hielt sie das Messer. Sie hatte es so gedreht, daß die Spitze auf ihre magere Brust wies.

Durch die Ferngläser sahen die Beamten das Nicken. »Ja!« schrie die Frau zurück. »Ja, den meine ich. Man nennt ihn auch Geisterjäger!«

»Okay, verstanden. Auch ich kenne seinen Namen. Aber ich weiß nicht, ob er sich in London aufhält.«

»Dann schau nach.«

»Und wenn er nicht da ist?«

»Holt ihn her!« Sie begann zu kreischen und setzte die Spitze der Klinge gegen ihren Hals. »Wenn ihr es nicht schafft, bringe ich mich um, verstanden? Ich werde mich töten!«

Der Corporal zögerte mit einer Antwort. »Die ist doch wahnsinnig«, hörte er einen Kollegen sagen.

»Oder auch nicht.«

»Wollen Sie Sinclair tatsächlich holen, Corporal?«

»Bleibt mir eine andere Möglichkeit?« erkundigte er sich. »Was würdet ihr denn an meiner Stelle tun? Ich möchte nicht die Verantwortung übernehmen, wenn die Verrückte sich tatsächlich das

Messer in die Kehle stößt.«

Der links neben dem Corporal stehende Polizist hob noch einmal sein Fernglas, schaute sehr genau auf das Ziel und schüttelte dann den Kopf. »Ich begreife das nicht«, sagte er. »Dieses Weib sieht aus wie eine Hexe.«

Jemand lachte. »Du denkst wohl an deine Schwiegermutter?«

»Nein, aber seht doch selbst. So… so kann man doch gar nicht aussehen, verdammt!«

»Was ist denn? Habt ihr euch entschieden? Wollt ihr Sinclair holen? Ich warte nicht mehr lange.«

Der Corporal trug die Verantwortung. Er schaute über die flachen Dächer der Fabrikgebäude und folgte mit seinem Blick der Länge des grauroten Schornsteins.

Seine Kollegen starrten ihn gespannt an. Die hatten es besser, die Verantwortung ruhte auf ihm.

»Ja!« rief er dann mit lauter Stimme, die durch das Megaphon noch verstärkt wurde. »Ich bin einverstanden. Ich werde fragen, ob John Sinclair da ist.«

»Er ist da, ich weiß es!«

»Dann warten Sie noch ein wenig!« Der Corporal ließ das Megaphon sinken und ging zu einem der drei Streifenwagen, die im Schatten des Feuerwehrwagens mit der langen Leiter parkten.

Im Streifenwagen gab es ein Telefon, die Nummer von Scotland Yard kannte der Corporal auswendig.

Die Verbindung war schnell hergestellt. Dennoch war es dem Mann ein wenig komisch, als er nach einem Oberinspektor Sinclair verlangte…

***

Zweimal war mein Rover über nicht ordnungsgemäß verlegte Schienen geholpert, bevor ich den langen Schornstein und damit den Flecken Erde sah, auf den es mir ankam.

Der Anruf hatte mich im Büro erreicht, wo ich eigentlich den Tag über hatte verbringen wollen, denn es galt noch einige Dinge zu klären, die unseren letzten Fall in Rom betrafen.

Ich wußte nicht sehr viel. Nur daß es sich um eine Selbstmordkandidatin handelte, die mich unbedingt sprechen wollte oder sich in die Tiefe stürzte, wenn ich nicht erschien.

Suko war im Office geblieben. Ich hatte das Industriegelände erreicht, auf dem sich Neugierige versammelt hatten. Sie standen im Halbkreis um den Ort des Geschehens und starrten mit zurückgelegten Köpfen in die Höhe.

Es war kein schöner Tag im Mai. Die Sonne hielt sich hinter grauen Wolken versteckt, am frühen Morgen hatte es noch geregnet, sogar

dünne Dunstschwaden wehten über die Straße, aber der Wetterbericht hatte Besserung versprochen.

Den Wagen stellte ich dort ab, wo auch die Fahrzeuge meiner uniformierten Kollegen standen.

Als ich ausstieg und die Tür zuknallte, hörte ich die durch ein Megaphon verstärkte Stimme eines Kollegen. »Okay, wir haben Ihren Wunsch erfüllt. Mr. Sinclair ist da!«

Ich hörte zwar die Antwort, konnte die Worte aber nicht verstehen, weil sie gegen den Wind gerufen worden waren.

Neben dem Mann mit dem Megaphon blieb ich stehen. Der ließ seine Flüstertüte sinken und nickte mir zu. »Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Sir.«

»Dann sind Sie Corporal Blaine?«

»Richtig. Wollen Sie mit der Frau sprechen?« Er hielt mir das Megaphon hin. Ich nahm es zwar, führte es aber noch nicht an die Lippen.

»Sagen Sie mal, Corporal, kennen Sie die Person?«

»Nein, nie zuvor gesehen.«

Ich schaute zum Schornstein hin. Die Person auf der ersten Plattform wirkte ziemlich klein. Trotzdem erkannte ich, daß sie ein Messer in der Hand hielt. Der Wind spielte mit ihren grauen Haaren, die er in die Höhe wehte wie dünne Wattestreifen.

»Sie scheint schon älter zu sein.«

»Nehmen Sie das Glas, Sir!«

»Danke.« Ich preßte die beiden Gummiringe des Glases vor meine Augen, manipulierte etwas an der Scharfeinstellung und hatte mir zuvor das Megaphon zwischen die Beine geklemmt.

Die mir unbekannte Person stand dicht am Gitter. Sie hielt das Messer jetzt so, daß die Spitze auf ihre Brust wies. Selbst das Zittern ihrer Hand war zu sehen.

Ein Stück darüber sah ich das Gesicht. Ein graues Gebilde mit dunklen Augen, zahlreichen Falten und schlaffen Wangen. Die Frau trug ein dunkles Kleid und eine lange Strickjacke, die bis über die Hüften reichte. Bekannt kam sie mir nicht vor.

Ich ließ das Glas sinken.

»Und jetzt, Sir?« fragte Blaine, als ich ihm den Feldstecher wieder in die Hand drückte.

»Sorry, aber ich habe sie nie gesehen.«

»Sie wollte Sie aber sprechen.«

Ich winkte ab. »Was meinen Sie, wie viele Leute mich kennen, die ich noch nie gesehen habe.«

»Kann ich mir denken.«

»Sinclair, verdammt!« Wieder wehte der Schrei zu mir herüber. »Du bist doch da!«

Jetzt nahm ich die Flüstertüte hoch und drückte sie gegen meinen Mund. »Ja, ich bin hier. Was ist also los? Weshalb wollten Sie mich sprechen, zum Teufel?«

»Teufel ist gut!« brüllte sie. »Da werde ich gleich sein, wenn du nicht hochkommst!«

»Wieso? Können Sie nicht zu mir herunterkommen?«

»Nein, das will ich nicht. Wenn du da unten stehenbleibst, bringe ich mich um!«

»Soll ich Sie von der Plattform tragen?«

»Du sollst mir zuhören, Sinclair!«

Der Corporal schüttelte den Kopf. »So ein Weib habe ich auch noch nicht erlebt.«

Ein Zuschauer meinte: »Laßt die Alte doch springen! Ihr macht ein Theater.«

Die Worte ärgerten mich irgendwie. Ich drehte mich nicht um, weil ich den Menschenverächter nicht sehen wollte. Er allerdings hatte meinen Entschluß gefestigt.

Ich würde zu dieser Person hochklettern!

Ich drückte Blaine die Flüstertüte in die Hand, dann machte ich mich auf den Weg und hörte noch, wie er mir ein »Viel Glück, Sir« nachrief.

Ich lief auf den Schornstein zu. Aus der Ferne hatte er schlank ausgesehen, das war er nicht. Der hatte schon einen gewaltigen Durchmesser. An der Außenseite führte eine Leiter hoch. Sie reichte bis an die Spitze heran, unterbrochen wurde sie von drei Plattformen, die um den Schornstein herumliefen.

Auf der untersten stand die Frau, deren Namen ich auch jetzt noch nicht kannte.

Ein hinter dem Rücken des Kletterers verlaufendes Stützgitter bewahrte vor einem Absturz in die Tiefe. Die Sprossen bestanden aus Metall, sie waren ziemlich dünn, jedoch stabil und leider feucht.

Die Gefahr des Abrutschens bestand durchaus.

Zahlreiche Augenpaare beobachteten meinen Weg in die Höhe. Ich hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Dennoch war es mir nicht möglich, die Frau zu erkennen, weil mir die untere Seite der Plattform die Sicht nahm. An der braunen Fläche klebten Regentropfen. Einige fielen noch nach unten.

Sie trafen auch mein Gesicht.

»Na, komm schon, Sinclair. Nicht so lahm, verdammt!«

»Keine Sorge. Ein alter Mann ist doch kein D-Zug.«

Ich hörte ihr Lachen, während ich kontinuierlich höherstieg. »Alt ist gut. Was soll ich da erst sagen?«

Wenn ich sie ablenkte, kam sie nicht auf die Idee zu springen. Deshalb fragte ich: »Wieso das? Wie alt sind Sie denn?«

»Über dreihundert Jahre!«

Meine Kletterei stoppte. Entweder wollte sie mich auf den Arm nehmen oder aber…

»Was ist, Sinclair? Ich höre nichts mehr. Du steigst nicht mehr weiter. Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Allerdings.«

»Komm her, dann werde ich es dir erklären.«

Durch meinen Job war ich ja zahlreiche Verrücktheiten gewohnt, so daß ich auch diese hinnahm und meinen Weg fortsetzte. Die Plattform rückte stetig näher. Sie hatte in der Mitte ein Loch, durch das die Leiter führte. Der Schatten der wartenden Frau fiel ebenfalls durch die Öffnung und auf die Sprossen.

Ich sah den Saum des Rockes im Wind flattern, die alten, schwarzen Schuhe, aber sonst nichts.

Sie trat zurück, als ich den Kopf durch die Öffnung steckte. Ich war dabei sehr vorsichtig. Schließlich besaß die Frau ein Messer, mit dem ich nicht erstochen werden wollte.

Sie ließ mich in Ruhe.

Die Frau hatte sich einige Schritte weiter aufgebaut. Mit dem Rücken lehnte sie am Plattformgitter.

Als ich vor ihr stand, winkte ich den Polizisten zu, bevor ich mich an die Frau wandte und dabei beide Arme ausbreitete.

»Hier bin ich also.«

»Ja, das ist gut.«

»Und nun?«

Ihr Gesicht wurde noch faltiger und verkniffener, als sie lächelte. Hier oben hörten wir schon den Wind. Er wehte rauschend um Schornstein und Gitter.

»Du weißt nicht, wer ich bin?«

»Nein.«

»Ich sage es dir schnell, will aber nicht, daß du dein verfluchtes Kreuz hervorholst, denn eigentlich bin ich eine Feindin von dir. Oder zählen Hexen nicht zu deinen Feinden?«

»Im Prinzip schon«, erwiderte ich. »Sie sind also eine Hexe!«

»Ja!«

»Deshalb Ihr Alter!«

»Richtig, Geisterjäger.« Sie nickte so heftig mit dem mageren Schädel, daß ich Angst davor hatte, er würde ihr noch abfallen. »Ich bin eine Hexe.«

»Und weshalb willst du mich sprechen?« Ich ließ die höfliche Anrede jetzt fallen.

Sie blickte etwas versonnen auf die rostige Messerklinge. »Ich will deshalb ein Ende machen, weil ich mit gewissen Dingen nicht einverstanden bin. Verstehst du?«

»Nein.«

»Ach, dann will ich es dir sagen. Ich fühle mich betrogen, Geisterjäger.«

»Von wem?«

»Von meinen Hexenschwestern. Es ist etwas in Gang gekommen. Wir haben von neuen Entwicklungen gehört, die bereits stattgefunden haben. Er ist zurückgekehrt.«

»Wer ist er?«

Sie gab mir keine konkrete Antwort, sondern sprach von ihren Problemen.

»Mich hat man übergangen. Sie haben Edwina die Aufgabe übertragen und mich nicht einmal gefragt. Deshalb habe ich mich entschlossen, sie zu verraten.«

»Nun gut, dann rück mal raus mit der Sprache!«

Sie starrte mich an. Wieder begann sie zu lächeln. Dann winkelte sie den Arm an, als wollte sie eine Waffe ziehen. Die Hand verschwand auch unter dem Kleid und der Strickjacke, aber sie holte keine Waffe hervor, sondern eine Puppe.

Die hielt sie so, daß ich nur auf den Rücken schauen konnte. Mit einer Hand umklammerte sie den Gegenstand, streckte den Arm aus, als wollte sie mir die Puppe übergeben.

Ich griff auch zu.

Bevor ich jedoch zufassen konnte, ließ die Hexe los. Die Puppe prallte auf den Boden der Plattform und blieb mit dem Bauch nach unten vor meinen Füßen liegen.

»Pech, Geisterjäger, heb sie auf oder dreh sie um!«

Ich tat ihr nicht den Gefallen, mich zu bücken. Statt dessen nahm ich den Fuß zu Hilfe und drehte die Puppe auf den Rücken.

Jetzt sah ich das Gesicht.

Es war zerkratzt, zerschlagen und an einigen Stellen stark eingedrückt. Risse zeigten sich in der Haut. Trotzdem waren die Gesichtszüge für mich zu erkennen.

Die Puppe war einem Menschen nachgebildet worden. Einer Frau, die ich gut kannte.

Jane Collins!

***

»Und du hast wirklich keine Lust, mit einkaufen zu gehen?« fragte Sarah Goldwyn, als sie sich von Jane Collins in den Mantel helfen ließ.

»Nein, Sarah.«

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. »Ich verstehe dich nicht. Früher bist du gern mitgegangen, nur in den letzten Tagen hast du dich so verändert.«

»Man wird eben älter.«

Sarah Goldwyn wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Älter,

das mußt du junge Hüpferin gerade sagen. Als was soll ich mich dann bezeichnen?«

»Du bist im Herzen jung.«

»Richtig.« Sarah Goldwyn tippte Jane mit dem Zeigefinger an. »Das solltest du auch sein oder wieder werden. Das Leben ist einfach zu kurz, um in Trübsinn zu verfallen.«

Jane hob nur die Schultern.

Die Horror-Oma war noch nicht fertig. »Ich weiß, daß ich dir jetzt nicht viel sagen kann. Deine Veränderung ist nicht schlagartig gekommen. Ich habe dich genau beobachtet, aber ich habe mich auch entschlossen, es nicht so einfach hinzunehmen. Jane Collins, ich kenne dich. Ich kenne dich sogar gut. Wir wohnen hier zusammen, ich werde um dich kämpfen, weil ich dich mag. Außerdem glaube ich, daß du für deinen Zustand im Prinzip nichts kannst. Da spielen andere Kräfte eine Rolle.«

»Und welche?«

»Konkret kann ich dir keine Antwort geben. Ich rechne aber damit, daß du deine Vergangenheit noch nicht völlig abgestreift hast. Das geht auch nicht so einfach.«

Nach diesen Worten senkte Jane den Blick, als würde sie sich schämen. Sarah Goldwyn entging dies nicht, sie schwieg aber über dieses Thema und sagte nur, daß sie am Abend mit Jane über die Dinge im einzelnen reden wollte.

»Wenn du meinst.«

Sarah Goldwyn streichelte Janes Wange. »Du gefällst mir nicht, mein Kind. Überhaupt nicht. Etwas geht in dir vor, von dem ich nichts weiß.«

»Ach, das bildest du dir ein.«

Sehr ernst blickte die Horror-Oma in das blaß wirkende Gesicht der ehemaligen Hexe. »Nein, Kind, ich bilde es mir nicht ein. Ich hätte nur zu gern erfahren, was es ist.«

»Heute abend, sagst du, wollen wir darüber reden?«

»Ja, wenn es dir recht ist.«

»Gut.« Jane nickte. »Es ist mir recht. Aber jetzt geh und suche dir etwas Schönes aus.«

»Das macht mir schon keinen Spaß mehr.« Lady Sarah wollte den Mantel ausziehen. Jane war dagegen. Sie öffnete die Haustür und drängte die Horror-Oma nach draußen.

»Ich werde mich beeilen, Jane.«

»Tu das.«

Die Detektivin lächelte hinter Sarah Goldwyn her, bevor sie die Tür zuzog und sich gegen das Holz lehnte. Für wenige Sekunden schloß sie die Augen. Sie spürte das Zittern in ihren Knien und dachte daran, daß die Horror-Oma ja so recht mit ihrer Vermutung hatte. Es war etwas

mit ihr geschehen, sogar etwas Einschneidendes. Doch dies war eine Sache, die sie unbedingt für sich behalten wollte.

Kein anderer sollte vorerst davon erfahren, auch Sarah Goldwyn nicht oder John Sinclair. Sie hatte es sich durch ihre Vergangenheit eingebrockt, und sie mußte damit selbst fertig werden.

Jane hatte eigentlich vorgehabt, nach oben in ihr Zimmer zu gehen, um sich hinzulegen. Davon nahm sie Abstand. Sie fürchtete sich davor, daß die Träume wiederkehren würden. Besondere Träume, in denen Gestalten auftauchten, die mit ihr Kontakt aufnehmen wollten. Sie hatte einmal zu ihnen gehört und den Teufel als ihren Herrn anerkannt. Das war jetzt vorbei, so jedenfalls hatte sie gedacht. In den letzten Wochen hatte sich jedoch alles geändert.

Die Träume waren intensiver geworden. Jane erlebte sie hautnah. Und man hatte ihr sogar im Traum gewisse Befehle gegeben.

Aufforderungen, gegen die sie sich zunächst gewehrt hatte, bis der Druck immer stärker geworden war und sie diesen Brief schließlich geschrieben hatte.

Dies war heimlich geschehen, niemand wußte davon. Wenn er dem Empfänger überreicht wurde, würde er einschlagen wie eine Bombe, dessen war Jane sich sicher.

Vor der Tür lag ein unangenehmer Tag. Es war so kühl geworden, daß die Heizung lief. Jane ging nach rechts und betrat Lady Sarahs Wohnraum. Er war nicht modern eingerichtet, das Zimmer strahlte noch den Hauch einer längst vergangenen Zeit ab, aber Jane fühlte sich wohl. Überhaupt hatte sie sich in den Monaten, die sie jetzt bei Lady Sarah Goldwyn wohnte, sehr wohl gefühlt.

Das sollte bald beendet sein.

Jane nahm auf einem Stuhl Platz und starrte ins Leere. Sie dachte an John Sinclair und auch daran, daß es zwischen ihnen eigentlich nie mehr so gewesen war wie früher, trotz dieses Intermezzos in Venedig, als sie mit John eine lange Liebesnacht verbracht hatte.

Jane lächelte schmerzlich in der Erinnerung, und sie strich auch über ihre Haare. Die Strähnen wehten zurück, dann starrte Jane wieder ins Leere.

Sollte sie Lady Sarah einweihen?

Es wäre vernünftig gewesen. Die Horror-Oma wußte fast immer einen Ausweg. Wenn eine Person den Ausdruck weise verdiente, dann war es Lady Sarah Goldwyn.

Aber konnte sie ihr helfen?

Diejenigen, die ihre unsichtbaren Fesseln über Jane ausgebreitet hatten, waren einfach zu stark. Sie bildeten eine Macht mit dem Teufel an der Spitze.

Der holte sich immer, was ihm angeblich zustand.

Aber Jane gehörte ihm nicht mehr. Sie hatte sich von ihm losgesagt.

Mit Hilfe ihrer Freunde war es ihr gelungen, aber der Teufel lauerte im Hintergrund, er hatte sie bestimmt nicht aus den Augen gelassen, auch wenn sich zwischendurch andere Dämonen oder dämonisch veranlagte Personen mit ihr beschäftigt hatten.

Wie Vincent van Akkeren, aus dessen Klauen sie sich letztendlich hatte befreien können.

Aber wer hatte ihr die Träume geschickt? Wer hatte es geschafft, sie so zu beeinflussen, daß sie von diesen Träumen nicht mehr loskam? In der Erinnerung waren sie ungemein stark geworden. Jane empfand sie wie einen bösen Druck, dem sie nicht entweichen konnte. Klar, daß so etwas Spuren hinterließ. Auch Lady Sarah hatte es gemerkt, hatte es einfach merken müssen, doch Jane hatte nicht den Mut gefunden, mit ihr zu sprechen.

Vielleicht am heutigen Abend?

Ja, das wäre vielleicht günstig gewesen. Sarah Goldwyn war eine weise, sehr erfahrene Frau. Sie würde schon einen Rat wissen. Natürlich hätte Jane den Geisterjäger John Sinclair und seine Freunde einschalten können, doch sie wollte die Männer und Frauen nicht auch noch mit ihren Problemen belästigen. Hinzu kam noch, daß sie sich ein wenig schämte, mit John über ihre Sorgen zu reden. Er hatte ihr in der letzten Zeit oft genug geholfen, dies mußte sie allein durchstehen, denn es ging ja auch nur sie allein etwas an.

Vielleicht stand ihr jetzt die letzte große Prüfung bevor, ehe sich alles umkehrte.

Wohin aber? Zum Guten oder zum Bösen? Jane hätte viel darum gegeben, auf diese Frage jetzt schon eine Antwort zu wissen, nur konnte sie die Zeit nicht vordrehen oder verändern.

Sie stand wieder auf. Neben einem Schrank hing der in einen alten Rahmen eingefaßte Spiegel. Er warf Janes Bild zurück. Das Bild einer Frau, die mit sich selbst nicht mehr zufrieden war, obwohl sie der moderne Kurzhaarschnitt jünger machte, wie Jane zugab. Die Sorgen, die sich auf dem Gesicht widerspiegelten, ließen sich auch nicht durch einen Haarschnitt vertreiben, da mußte schon mehr passieren.

Im Haus war es um diese Stunde ruhig. Jane hörte das Ticken der alten Uhr, auch unter dem Dach, wo Sarah Goldwyn eine kleine Videothek besaß und sich die Bücher über magische Literatur zu Hunderten stapelten, stand eine Uhr.

Die Horror-Oma hatte sie erst vor kurzem zusammen mit Jane bei einem Antiquitätenhändler erworben. Als sie darüber nachdachte, fiel ihr ein, daß sie und Lady Sarah seit dieser Zeit nicht mehr weggegangen waren.

Es schellte.

Das Geräusch der Klingel zerschnitt Janes trübe Gedankenwelt. Sie erschrak gleichzeitig und überlegte, wer Lady Sarah um diese Zeit

einen Besuch abstatten wollte.

Diejenige Person schien es ziemlich eilig zu haben, denn sie schellte abermals.

Jane ging zur Tür. Wohl war ihr dabei nicht. Sie hatte eine gespannte, zögernde Haltung eingenommen, traute sich auch nicht, die Klinke nach unten zu drücken, und warf zunächst einen Blick durch den kleinen Spion. Da war nichts zu sehen, weil sich der Besucher im toten Winkel aufhielt.

»Wer ist da?« fragte Jane.

»Bitte, öffnen Sie! Ich habe eine Nachricht für Miss Collins.« Es war eine Frauenstimme, die gesprochen hatte.

Jane wollte sich nicht als feige ansehen lassen, zog die Tür auf, als sich die Besucherin umdrehte.

Sie war tatsächlich allein gekommen und sah aus - ja, wie sah sie eigentlich aus?

Jane suchte nach einem Vergleich. Die Frau trug ein Kopftuch, das Gesicht wirkte dadurch schmaler. Ihr Alter war schlecht zu schätzen und das Lächeln auf dem Mund nicht echt.

»Wer sind Sie?« fragte Jane, ohne die Frau ins Haus zu lassen.

»Edwina!«

Jane überlegte. »Müßte ich Sie kennen?«

Edwina nickte. »Eigentlich schon, meine Liebe. Oder hast du mich nicht in deinen Träumen gesehen? Vielleicht bin ich es auch gewesen, die dir die Träume geschickt hat?«

»Du?«

»Ja.« Sie lächelte geheimnisvoll, wobei sich ihre Gesichtshaut spannte. »Ich bin etwas Besonderes.«

Jane schaute sie an und nickte. Sie merkte kaum, daß sie sich bereits in Edwinas Bann befand.

Schon jetzt war sie bereit, alles andere in den Hintergrund zu drängen.

»Willst du mich nicht hereinlassen, Jane?«

»Nein, eigentlich hatte ich…« Sie starrte in die Augen ihrer Besucherin und entdeckte nach einer Weile tief in den Pupillen das rote Leuchten, von dessen Anblick sich Jane nicht mehr losreißen konnte.

Der Bann war geschmiedet.

»Natürlich, Edwina. Bitte, komm.«

»Danke sehr.« Sie betrat den Flur, sah sich um. Jane schloß inzwischen die Tür und sah Edwinas Nicken. »Schön hast du es hier nicht, aber anders.«

»Das stimmt.«

»Bist du allein?«

»Klar.«

Edwina rieb ihre Handflächen gegeneinander. Es hörte sich an, als würde Papier rascheln. »Das ist gut, Mädchen, das ist sogar sehr gut.« Sie betrat den Wohnraum. »Hast du ihn hier?« fragte sie, während sie sich umdrehte.

»Was meinst du?«

»Den Brief.« Edwina legte eine Pause ein. »Du… du hast ihn doch geschrieben - oder?«

Da Edwina Jane Collins anschaute, war diese nicht in der Lage zu widersprechen. »Ja, ich habe ihn geschrieben. So wie ich es in meinen Träumen erlebt habe.«

»Das ist sehr gut.« Sie ging in den Raum, blieb aber stehen. »Gib ihn mir.«

»Weshalb?«

»Weil ich ihn abschicken will.«

»Das kann ich doch machen.«

»Mein Engel!« Edwina schüttelte den Kopf. Unter dem Tuch fielen blaßgraue Haarsträhnen hervor.

»Was du machen kannst und was nicht, das bestimmen wir. Du weißt, das wir jetzt deine Führung übernommen haben. Wir sind dabei, dich zurückzuholen, und wir haben dafür gesorgt, daß *er* schon auf dich wartet.«

Jane schluckte. »Er?«

»Sicher, der Meister, der Hexenmeister!« Edwinas Stimme nahm an Schärfe zu. »Den Brief her!«

»Ja, ich gebe ihn dir!«

Jane drückte sich an ihrer Besucherin vorbei und öffnete eine der Schubladen in einem Regal. Es war die dritte von oben. Dort bewahrte sie einige private Dinge auf, unter anderem auch einen etwas größeren braungelben Umschlag, den ihr Edwina fast aus der Hand riß, so sehr war sie dahinter her.

Jane schaute ihr nur zu. Sie griff auch nicht ein, als Edwina den Brief unter ihrer Kleidung verschwinden ließ. »Ich weiß ja, was darin steht«, sagte sie leise.

»Woher?«

»Vielleicht habe ich ihn dir sogar diktiert, ohne daß du etwas bewußt davon gemerkt hast.«

Jane gab keine Antwort. Sie nahm alles so hin, wie es war. Was sollte sie auch noch dagegen tun?

Sie befand sich in einer höllischen Klemme.

Edwina war zufrieden. »Ich gehe jetzt«, erklärte sie. »Was du zu tun hast, weißt du?«

»Ja, ich werde dir folgen.«

»Wie ist es mit der alten Frau?«

»Sie… sie wird mich nicht daran hindern können.«

Edwina lächelte Jane an und fuhr mit ihren Fingerspitzen über Janes Wangen. »Und keine Dummheiten, Kleine.«

Die Detektivin blieb stehen, ohne sich zu rühren. Beim Streicheln der Hand hatte sie das Gefühl gehabt, von rauhem Leder berührt worden zu sein.

Edwina ging. Sie drehte sich nicht ein einziges Mal mehr um. Sonst hätte sie die Tränen erkannt, die aus Janes Augen rannen und an den Wangen entlangliefen.

Sie dachte an den Empfänger des Briefes. Es war eine Person, die ihr damals vor der schrecklichen Zeit viel bedeutet hatte und jetzt auch wieder.

Ein Mann namens John Sinclair!

***

Ich starrte auf die Puppe und konnte einfach nicht daran glauben, daß es ein Scherz sein sollte. Dieses mir unbekannte Weib hatte mich nur auf die Plattform gelockt, um mir dies zu zeigen.

»Du kennst sie, nicht?«

Ich hob den Blick und starrte wieder in das verkniffen wirkende Gesicht. »Ja, sie ist mir bekannt. Sogar sehr gut!«

»Ich weiß.«

»Weshalb hast du sie mitgebracht?«

»Es soll ein Zeichen für dich sein, Sinclair. Ein Zeichen von deinen Gegnern.«

»Nein, von dir.«

»Ich gehöre dazu. Ich werde mich von dieser Welt verabschieden, aber ich will denjenigen, die mich übergangen haben bei ihren Plänen, noch einen Streich spielen.«

»Was hat das mit Jane Collins zu tun? Geht es wieder um sie? Weshalb hast du eine fast zerstörte Puppe mitgebracht? Ich will eine Antwort haben, verdammt.«

»Es geht um sie.« Mit einer widerlich anmutenden Bewegung wies die Frau auf ihr Mitbringsel.

»Um die Puppe oder um Jane Collins?«

»Beide sind mit von der Partie. Erst durch die Puppe ist es gelungen, mit ihr Kontakt aufzunehmen. Voodoo und Hexenkraft, das ist etwas Besonderes. Die Puppe hat ihr die bösen Träume geschickt, die sich auch bewahrheiten werden. Es gibt kein Entrinnen mehr für sie. Damit du nicht so überrascht wirst, habe ich sie dir gezeigt. Das ist alles.«

Ich bückte mich und hob die Puppe auf. Sie war sehr leicht, wahrscheinlich bestand sie aus Horn.

Man hatte sie zerkratzt, eingedrückt, sie war auch durch Stiche gezeichnet, und das nachgebildete Gesicht der Jane Collins wirkte fremd.

»Sie brachte deiner Freundin die Träume!« flüsterte die Hexe. »Die bösen Träume. Sie sind wichtig, weil die anderen es so wollen. Sie können nicht zulassen, daß jemand abtrünnig wird. Verstehst du?«

»Ja, kann sein. Sie wollen Jane also wieder zurückholen, oder irre ich mich da?«

»Nein, du irrst dich nicht.«

Ich blieb gelassen, obwohl ich innerlich immer aufgedrehter wurde. »Was kann man dagegen tun?«

»Gar nichts«, erklärte mir die Hexe. »Wäre ich nicht gekommen, hättest du nichts bemerkt.«

»Du kennst dich gut aus«, sagte ich nickend. »Wie wäre es, wenn wir gemeinsam zu Jane Collins gehen und du ihr selbst davon berichtest. Mich würde interessieren, was sie dazu sagt.«

»Du glaubst mir nicht, wie?«

»Es fällt mir schwer.« Ich deutete über das Geländer hinweg und hörte Corporal Blaines Stimme.

»Ist alles in Ordnung, Sir?«

Ich winkte beruhigend ab. Die Hexe lachte. »Es sind Idioten«, sagte sie. »Die wissen nichts, gar nichts…«

»Wie sollten sie auch?«

»Ich habe dir genug gesagt, Geisterjäger. Alles andere ist deine Sache. Meine Rache habe ich eingeleitet. Ich habe mich hier aufgestellt, um in den Tod zu gehen. Eine uralte Hexe bereitet ihrem Dasein selbst ein Ende. Das ist doch was…«

»Mein Angebot steht noch«, erklärte ich. »Zusammenarbeit, keine Vernichtung.«

»Ich habe mich entschlossen, Geisterjäger. Nichts und niemand wird mich davon abbringen können.«

»Noch eine Frage«, sagte ich schnell.

»Stelle sie.«

»Was hat man mit Jane vor?«

»Sie wird freiwillig gehen, Geisterjäger. Sie wird zu dem gehen, den man zurückholte. Abandur, merke dir den Namen, Geisterjäger. Abandur! Er ist wichtig.«

»Wo kommt er her?«

»Aus dem Nichts, aus der Zeit, aus den dunklen Tiefen des Todes«, erklärte sie und sprang schon beim vorletzten Wort mit einem Satz auf das Geländer.

Ich stand zwei, vielleicht drei Schritte entfernt. Eigentlich zu weit, um schnell zugreifen zu können.

Dennoch versuchte ich es. Ich schleuderte meinen Körper vor, streckte auch den Arm aus und wollte die fallende Hexe erwischen.

Sie schrie nicht einmal. Während sie zur Seite kippte, schaute sie mich an, und ich sah das Messer, das sie quer vor ihre Kehle hielt und

den Arm dann blitzschnell von einer Seite zur anderen bewegte.

Irgendwie spürte ich noch den Stoff des Kleides zwischen den Fingern, aber das Gewicht der fallenden Hexe war zu stark, der Stoff hielt diesen Druck nicht aus, und ich hörte ihn reißen.

Dann sah ich den Körper fallen, der wie ein Vogel flatterte. Der Wind blähte die Kleidung auf.

Auf dem Boden bewegten sich die Zuschauer. Sie liefen zusammen, aber sie blieben nicht dort stehen, wo die Hexe aufschlug. Das Geräusch hörte ich nicht bis hoch zur Plattform, weil der Wind einfach zu stark war.

Ich nahm die Puppe auf, hob die Schultern und begab mich dann mit müde wirkenden Bewegungen an den Abstieg.

Corporal Blaine erwartet mich. Sein Gesicht sah käsig aus. »Wir… wir konnten nichts tun«, sagte er rauh.

»Das konnte wohl niemand.«

»Dabei hat sie mit Ihnen gesprochen, Sir.« Er deutete auf die Puppe. »Was ist das?«

»Gewissermaßen ein Abschiedsgeschenk der Selbstmörderin. Ich werde die Puppe behalten.«

Einer der Beamten rief den Corporal herbei. »Sir… Mr. Blaine, Sie müssen kommen, schnell.«

Wir rannten gemeinsam hin.

Der Rufer stand neben der Hexe und zeigte auf sie. »Sehen Sie sich das an, Sir. Sehen Sie sich es an.«

Blaine schluckte und schüttelte den Kopf. »Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte er, »das ist doch nicht möglich.« Er schaute mich an. »Verstehen Sie das?«

Ich hob die Schultern. Auch ich hatte das gesehen, was von der Hexe übriggeblieben war.

Ein halb zerstörter, aschgrauer Schädel. Bestehend aus Knochen, Staub und Hautfetzen. Die Hexe hatte sich selbst gerichtet. Ich konnte Corporal Blaine begreifen, wenn er nichts verstand.

Ich hob die Schultern. »Machen Sie sich nichts draus«, sagte ich. »Manchmal gibt es eben Dinge, die begreift man nie im Leben.«

»Natürlich, Sir.«

Ich ging zu meinem Wagen, stieg ein und legte die Puppe auf den Beifahrersitz.

Sollte sie Jane zum Schicksal werden?

Ich kehrte ins Büro zurück, fand das Vorzimmer leer, Suko war auch nicht anwesend, und ich mußte mit einem Blick auf die Uhr feststellen, daß Mittagspause war.

Hunger verspürte ich keinen, mehr einen Hunger nach Aufklärung. Der ungewöhnliche Freitod der Hexe und die Puppe, die sie mir als Andenken hinterlassen hatte, waren zwei Spuren, die auf einen

gefährlichen Hexenfall hindeuteten.

Und es war noch ein Name gefallen.

Abandur! Er mußte die große Person im Hintergrund sein. War er der Magier, der Voodoo-Zauberer, der es über eine Puppe schaffte, andere Menschen zu vernichten? Stand Jane Collins auf seiner Liste? Sie war eine ehemalige Hexe, und ich konnte mir gut vorstellen, daß die Freunde von damals ihr den Wechsel übelnahmen und sich rächen wollten.

Jane hatte sich in ihrer neuen, alten Rolle nie so recht wohl gefühlt. Sie fürchtete die Rache schwarzmagischer Kräfte. Einige Male war es auch versucht worden, aber der Detektivin war es immer wieder gelungen, diesen Anschlägen zu entgehen. Zum Teil auch mit meiner Hilfe. Jetzt braute sich über ihrem Kopf wieder etwas zusammen, eine erste Warnung hatte ich erhalten.

In unserem Büro lagen auf Sukos Schreibtisch einige Papiere. Formulare, die ich überflog. Schon wollte ich wegschauen, als mir etwas auffiel. In die Rubriken mußten wir Informationen eintragen, die sich auf unseren letzten Fall bezogen, der im nachhinein ziemlich viel Aufsehen erregt hatte.

Ich legte die Puppe auf den Schreibtisch und wollte mich mit den Papieren beschäftigen, als ich hinter mir das Hüsteln hörte. Ein mir bekanntes Geräusch, deshalb drehte ich mich auch nicht reflexartig um. Ziemlich langsam bekam ich die Kurve.

Sir James stand vor mir.

»Da sind Sie ja, John«, sagte er.

»Ja!« Ich deutete auf die Bögen. »Haben Sie das zu verantworten, Sir?«

Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht auf meinem Mist gewachsen, es gibt Abteilungen bei uns, die sehr bürokratisch arbeiten.«

»Das sehe ich.«

»Ich bin gekommen, um mit Ihnen über den Fall zu reden. Wir müssen noch etwas klären.«

»Eilt es sehr?«

»Ja.«

Ich dachte an die Puppe, ließ sie liegen und hob die Schultern. Ob Sir James etwas davon bemerkt hatte, wußte ich nicht. Da es mein Chef eilig hatte, schloß ich mich ihm an. »Muß Suko auch dabei sein?«

»Nein, John, einer reicht.«

»Immer auf die Kleinen«, beschwerte ich mich.

»Hatten Sie etwas anderes vor?«

»Eigentlich schon.«

»War es wichtig?«

»Es geht um Jane Collins.«

»Ach.« Vor seiner Bürotür blieb der Superintendent stehen. »Etwas Schlimmes?«

»Ich weiß es noch nicht, Sir. Jedenfalls scheint die andere Seite dabei zu sein, sich intensiv um Miss Collins zu kümmern. Mit anderen Worten, man wird versuchen, sie wieder zurückzuholen.«

»Hat Ihnen das die Selbstmordkandidatin gesagt, John?« Sir James war informiert.

»Ja. Sie war eine Hexe.«

Mein Chef schaute mich hinter den dicken Gläsern seiner Brille an. Dabei waren seine Augen noch größer geworden. »Sie war?«

»Ja, Sir. Sie ist tot. Ich habe sie nicht retten können.«

»Erzählen Sie.«

In seinem Büro berichtete ich. Sir James atmete durch die Nase. »Das ist ungewöhnlich, John.« Er lächelte breit. »Eine Hexe, die Selbstmord begeht, während sie in die Tiefe fällt. Wie reagiert man da?«

»Man denkt nach.«

»Worüber? Über ein Motiv?«

»Auch. Bei ihr jedoch hatte ich das Gefühl, daß es mehr verletzte Eitelkeit war.«

»Sie müssen es wissen.« Sir James setzte sich hinter seinen Schreibtisch. »Natürlich werden Sie den Fall verfolgen, wie ich Sie kenne.«

»Das muß ich, Sir.«

Er nickte und schaute auf die Platte vor sich. Dann hob er einen Bogen an. »Die Kollegen in Rom können es noch immer nicht fassen, daß so etwas möglich war. Sie erbitten einen genauen Bericht.«

»Das weiß alles Commissario Savini.«

Sir James nickte. »Ist mir klar, John. Aber auch Savini hat Vorgesetzte. Die sitzen ziemlich oben und können es einfach nicht fassen. Sie wollen von mir die entsprechenden Erläuterungen zu einem an sich abgeschlossenen Fall. Aus diesem Grunde brauche ich von Ihnen, John, noch einige Details.«

»Meinetwegen.«

Wir beide kauten den Fall noch einige Zeit durch, aber etwas Neues kam nicht heraus. Gemeinsam setzten wir die Formulierungen auf. Es war schwierig, den italienischen Kollegen etwas zu erklären, dessen magische Basis sie sicherlich nicht akzeptieren wollten.

So verstrich Zeit, und ich verdrängte dabei zwangsläufig den Gedanken an Jane Collins.

Sir James hatte zudem seinen pedantischen Tag, und so hockten wir fast zwei Stunden zusammen.

Hinterher brummte mir der Kopf. Ich fühlte mich regelrecht erschöpft.

»Ja«, sagte mein Chef, »das war eigentlich alles. Ich hoffe nur, daß

die italienischen Kollegen damit zufrieden sind, auch wenn wir nicht alles aufgeklärt haben.«

Ich lehnte mich zurück und atmete auf. »Das kann ich mir auch nur wünschen, sonst können sie sich noch an die Conollys wenden. Bill wird bestimmt begeistert sein.«

Sir James lächelte schmal. »Ja, so wie er den Beamten-Apparat liebt, kann ich mir das vorstellen.«

»Bin ich entlassen, Sir?«

Mein Chef rückte die Brille zurecht und schielte mich an. »Sie denken an Jane Collins?«

»So ist es.«

»Dann viel Glück, und halten Sie mich auf dem laufenden, wenn da eine Lawine auf uns zurollt.«

»Mache ich. Und noch etwas, Sir«, sagte ich beim Aufstehen. »Auf Sukos Platz lagen auch einige Unterlagen, die ausgefüllt werden müssen. Ist das jetzt hinfällig?«

»Ich werde Ihnen darüber noch Bescheid geben«, erwiderte mein Chef. Dann lächelte er. »Sagen Sie ihm zunächst, er soll die Finger von den Bögen lassen.«

»Falls er sie nicht schon ausgefüllt hat.«

Papierkram, dachte ich beim Verlassen des Büros. Nichts haßte ich mehr, obwohl er manchmal sein mußte. Glenda hatte bestimmt frischen Kaffee gekocht, damit ich den Nachmittag überstand. Deshalb verzichtete ich darauf, mich mit der Automatenbrühe einzudecken, und hörte, noch bevor ich ihr Büro betrat, das Klappern der Schreibmaschine.

Glenda saß mit hochrotem Kopf vor ihrem Hackkasten, schrieb, schaute auf die Bögen, die ich in unserem Büro gesehen hatte, und schimpfte gleichzeitig.

»Was ist los, Mädchen?«

Sie erschrak, da sie mich nicht kommen gehört hatte. Auf dem Stuhl drehte sie sich herum. »John, endlich. Da hast du uns vielleicht etwas eingebrockt. Suko hat sich an die Arbeit gemacht, du warst nicht da, und ich kann den Mist jetzt abtippen.«

»Aha, da ist ja unser Drückeberger!« hörte ich die Stimme des Chinesen. »Toll, wie du dich…«

Ich winkte mit beiden Händen ab. »Hör auf, ich komme von Sir James, wo ich zwei Stunden gehockt habe.«

»Gemütlich?« fragte Suko.

»Im Gegenteil, wir haben auch den Mist ausgefüllt.« Ich deutete auf die Bögen. »Hör auf zu tippen, Glenda, das will der Alte selbst in die Hand nehmen.«

»Und das sagst du mir erst jetzt?« Sie wurde ärgerlich.

»Früher hatte ich keine Chance.«

»Du bist vielleicht ein Schatz.« Sie schüttelte den Kopf.
»Kannst du trotzdem eine Tasse Kaffee kochen?«
»Ich werde es versuchen.«
»Wieso?«
»Ich weiß nicht, ob ich es noch schaffe. Nach diesem blöden Ärger mit dem Papierkram.«
»Daran stirbt man nicht.«
»Nein, großer Geisterjäger.« Sie stand auf und zielte mit der Zeigefingerspitze auf mich. »Aber man geht ganz langsam vor die Hunde. So etwas saugt nämlich das Gehirn aus.«
»Das mußt du besser wissen.«
»Hör auf zu spotten.« Sie nahm die Kanne und verschwand wütend, um Wasser zu holen.
Ich ging in unser gemeinsames Büro, wo die Puppe mitten auf dem Schreibtisch lag. Suko hatte sie sich bereits angesehen. Jetzt blickte er mich an.
»Das soll Jane sein«, sagte ich.
»Ja, das habe ich gesehen. Und?«
Ich hob die Schultern. »Wäre ich nicht bei Sir James gewesen, hätte ich gewisse Dinge klären können.«
»Aber mir kannst du sie doch sagen.«
»Klar, nachdem ich mit Jane telefoniert habe.« Ich hatte den Hörer schon abgenommen und tippte Lady Sarahs Nummer ein. Dort hob niemand ab.
»Ist doch klar, daß die Ladies unterwegs sind«, sagte Suko. »Schau mal nach draußen. Bei dem herrlichen Wetter bleiben nur Idioten im Büro hocken.«
»So strahlend ist es auch nicht.«
»Das wird aber noch.«
Ich nickte Suko zu. »So, ich werde dir jetzt einiges erklären«, sagte ich und nahm die Puppe in die Hand. »Von einer jetzt toten Hexe habe ich sie bekommen.«
»Die Selbstmordkandidatin meinst du?«
»Genau.« Ich berichtete Suko, was vorgefallen war. Er wurde nachdenklich.
»Da kann etwas auf uns zurollen, John.«
»Das wird sogar.«
»Abandur«, sagte Suko. »Hast du den Namen heute zum erstenmal gehört?«
»So ist es.«
»Sollen wir den Computer anwerfen? Vielleicht kann der uns sagen, was dahintersteckt?«
Ich runzelte die Stirn. »Daran glaube ich nicht so recht, wenn ich ehrlich sein soll. Wir haben bisher noch nie mit diesem Begriff zu tun

gehabt. Demnach ist er nicht eingespeichert. Abandur ist das Synonym für einen Hexenmeister.«

»Über den Jane Bescheid weiß?«

»Auch wenn sie nicht da ist, werde ich jetzt trotzdem zu Lady Sarah fahren. Ich habe ja einen Zweitschlüssel. Vielleicht sehe ich mich mal in ihrer Bücherei oben um.«

»Wäre nicht schlecht.« Suko deutete auf die Puppe. »Willst du sie mitnehmen?«

»Ja, aber ich möchte sie Jane nicht unbedingt zeigen. Ich lasse sie dann im Wagen.«

»Okay. Wie ich dich kenne, soll ich wieder einmal hier die Stellung halten.«

»Hast di; dich nicht schon daran gewöhnt?«

»Spaßvogel.«

Ich war schon an der Tür, da erschien Glenda mit dem Kaffee. »Ach nee, erst hier großen Trouble machen und sich dann verziehen, wenn ich dir dein Lieblingsgetränk gekocht habe. So etwas sieht man gern.«

»Tut mir leid, aber für eine Tasse von deinem Supergetränk habe ich immer Zeit.«

Ich rauchte dabei noch eine Zigarette, was mir mißbilligende Blicke der beiden Nichtraucher einbrachte. Danach zog ich endlich ab, mit einem Gefühl der inneren Unruhe. Ich dachte darüber nach und gelangte zu dem Schluß, daß ich eigentlich schon zuviel Zeit verloren hatte.

Unten in der Eingangshalle fing mich der Kollege vom Empfang ab. »Mr. Sinclair!« rief er und wedelte mit einem Umschlag. »Hier ist ein Brief für Sie abgegeben worden.«

»Von wem?«

»Es war ein Bote.«

»Sie haben ihn untersucht?«

»Natürlich. Keine Bombe - nichts. Das Ding ist harmlos.« Er streckte ihn mir entgegen.

Ich steckte ihn ein und öffnete den Umschlagspäter im Wagen. Einen Absender hatte ich nicht entdecken können, was mich schon mißtrauisch gemacht hatte.

Bevor ich das erste Wort gelesen hatte, erkannte ich an der Schrift, daß der Brief von Jane Collins stammte. Plötzlich klopfte mein Herz schneller. Ich las nicht still, sondern mit halblauter Stimme.

»Lieber John, es tut mir in der Seele weh, daß ich diesen Brief schreiben mußte, aber es gab für mich keine andere Möglichkeit, und ich hoffe, daß Du mein Handeln verstehen wirst. Du weißt selbst, daß ich mich bei Lady Sarah und bei euch sehr wohl gefühlt habe, aber ich kenne auch meine eigene Vergangenheit, die immer bereit ist, durch welche Manipulationen auch immer, mich einzuholen. Das ist nun

geschehen. Der Druck in den letzten Wochen verstärkte sich. Man will mich haben, und man hat gewonnen. So muß ich Dir mitteilen, daß die andere Seite endgültig gewonnen hat, John. Ich möchte mich mit diesen Zeilen von Dir endgültig verabschieden, so schwer mir dies auch fällt. Ich bin wieder umgekehrt. Es tut mir sehr leid um uns beide, Venedig war noch einmal schön gewesen, aber Du kannst nun mit Glenda glücklich werden. Ich werde euch nicht mehr dabei im Wege stehen. Denke hin und wieder an mich, denn ich habe Dich wirklich geliebt, John. Deine Jane…«

Meine Hand sank nach unten, der Mund war plötzlich trocken, und ich blieb sitzen, wobei die Umrisse des Briefes vor meinen Augen verschwammen.

War das tatsächlich das Ende der Beziehungen zwischen uns beiden? Alles deutete darauf hin…

***

Der Taxifahrer kannte Lady Sarah und hatte von seiner Familie erzählt, die der Horror-Oma ebenfalls während zurückliegender gemeinsamer Fahrten durch die Berichte des Mannes bekannt war.

Überhaupt kam Lady Sarah mit den Taxifahrern gut aus. Seit sie Jane einen Wagen gekauft hatte, waren die Fahrten seltener geworden, hin und wieder aber brauchte Sarah den Geruch dieser alten Vehikel, die etwas Nostalgisches an sich hatten.

Sie hatte sich in die Sloane Street fahren lassen, wo es die exklusiven Geschäfte gab, die von betuchten Londonern und finanziell gut gestellten Touristen besucht wurden.

Sarah Goldwyn suchte einen bestimmten Gegenstand. Ein wunderbares Kaschmirtuch, das sie vor einigen Tagen im Vorbeifahren in einer Auslage entdeckt hatte.

Sie wollte es nicht nur einmal kaufen, auch Jane sollte ein Tuch erhalten. Es war im Preis herabgesetzt worden, fast um die Hälfte reduziert, denn Winterwaren ließen sich im Mai kaum mehr verkaufen.

Lady Sarah ließ den Fahrer ein Stück vor dem Laden halten. Sie wollte noch einige Schritte zu Fuß gehen.

»Soll ich Sie auch wieder abholen, Mrs. Goldwyn?« fragte der Mann.

»Das ist sehr nett, aber ich kann Ihnen leider keine Zeit sagen, wann ich mit dem Bummel fertig bin.«

»Ja, das kenne ich von meiner Frau.«

Die Horror-Oma zahlte die Rechnung und gab, wie immer, ein gutes Trinkgeld.

Der Driver öffnete ihr die Tür, half ihr aus dem Wagen, was Sarah nicht wollte. »Ich bin doch keine alte Frau!« protestierte sie.

»Es war auch nur höflich gemeint.«

»Das ist gut, Frank, dann bin ich zufrieden.« Sie lächelte und betrat den Gehsteig.

Der Fahrer winkte noch einmal und ließ den Wagen anrollen. Diese Fahrgäste wünschte er sich öfter.

Lady Sarah aber fühlte sich wohl. Sie stand inmitten des Trubels und genoß ihn zunächst einmal.

London im Mai, das konnte herrlich sein. Auch heute war so ein Tag. Am Morgen hatte es noch mies ausgesehen, doch jetzt, am Nachmittag, war die Sonne durchgekommen. Sie strahlte in die Londoner Straßen und auch in die Herzen der Passanten, denn Lady Sarah sah keine sauren oder verkniffenen Gesichter. Selbst Londoner, die sonst nur mit einem Trauergesicht umherliefen, freuten sich über einen Sonnentag wie diesen.

Die Sloane Street, ein Einkaufsparadies, war sehr belebt. Vor den Schaufenstern der eleganten Geschäfte schützten Markisen die hinter den Glasscheiben ausgestellten Dinge vor den Sonnenstrahlen.

Viele Türen standen offen. Die Bistros und kleinen Cafés waren überfüllt. Man saß schon draußen und gab sich den Genüssen hin.

Lady Sarah hatte ihren Spazierstock mitgenommen. Wenn sie längere Strecken allein ging, merkte sie doch, daß ihre Beine nicht mehr so wollten, wie sie es gern gehabt hätte. Da tat es gut, sich auf einem Stock abstützen zu können.

Sie schlenderte an den Läden vorbei, schaute in die Schaufenster, blieb auch mal stehen und brauchte fast eine halbe Stunde, bis sie sich dem Geschäft genähert hatte, in dem sie die beiden Tücher kaufen wollte.

Es war ein besonderer Laden. Man führte dort Luxusgüter, die eigentlich nur zur Verschönerung dienten. Das begann beim großen Porzellanhund, der zwischen teuren Tischdecken stand, die wiederum den ausgestellten Möbeln als hübsche Dekoration dienten. Modeschmuck war auch vorhanden, kostbare Gläser, im historischen und modernen Design und einige Bilder aufstrebender Künstler aus der Westend-Szene.

Der Boden zeigte ein Muster aus kleinen, schwarzen und weißen Kacheln. Es war Sarah ein wenig zu unruhig.

Die Tür des Geschäfts war geschlossen. Das Glas hatte eine Mahagoni-Einfassung, und eine Glocke erklang, als Sarah die Tür aufdrückte. Außer ihr befanden sich noch vier Kunden im Laden. Drei Verkäuferinnen kümmerten sich um sie. Eine stand hinter der Kasse.

»Kann ich Ihnen helfen, Madam?« fragte sie freundlich und geschäftsmäßig lächelnd.

»Nein, danke, ich schaue mich nur um.«

»Gern.«

Lady Sarah ging durch den Laden. Wieder bimmelte die Tür. Die

Horror-Oma sah sich kurz um.

Eine Frau hatte das Geschäft betreten. Sie trug einen hellen Staubmantel, dessen Kragen aufgestellt war. Ein großer Teil des Gesichts wurde von den dunklen Gläsern einer Sonnenbrille verdeckt.

Auch sie blickte sich um. Lady Sarah kümmerte sich nicht um die Person.

Sie hatte Glück. Die beiden Kaschmirtücher waren noch da. Nur hatte man sie aus der Auslage entfernt und dekorativ über die Rückenlehnen weiß lackierter Korbsessel ausgebreitet, wo sie wie kostbare Fahnen hingen.

Sarah Goldwyn lächelte, als sie eines der Tücher hochnahm und den leichten Stoff durch ihre Handfläche fließen ließ. Er fühlte sich wunderbar an. Trotz seiner Leichtigkeit wärmte er im Winter hervorragend.

Das eine Tuch zeigte ein rotblaues Muster, das andere ein grünblaues. Sarah wollte Jane die Wahl überlassen, ihr gefielen beide.

»Zwei wunderschöne Tücher«, hörte sie neben sich die Stimme einer Verkäuferin. »Sie werden sie kaum spüren, so leicht sind sie. Und trotzdem wärmen sie.«

»Ich weiß.«

»Für welches haben Sie sich entschieden?«

Lady Sarah lächelte. »Die Tücher sind doch herabgesetzt worden?«

»Ja, Madam, um fast die Hälfte.«

»Dann nehme ich beide.«

Die Verkäuferin schaute erstaunt, denn Sarah Goldwyn sah nicht gerade aus wie eine Millionärin, obwohl sie einige Millionen im Rücken hatte. Ihre drei verstorbenen Männer waren ziemlich vermögend gewesen, so hatte sich das Geld summiert.

»Ist was, Miss?«

»Nein, nein, Madam, auf keinen Fall. Möchten Sie außerdem noch etwas haben? Kann ich Ihnen…?«

»Machen Sie mir die Rechnung.«

Die Verkäuferin ging vor zur Kasse. Lady Sarah ließ sich Zeit. Sie sah auch wieder die Frau mit der Sonnenbrille. Die Person stand an der Tür, hatte den Kopf etwas zur Seite gedreht. Niemand konnte hinter ihre Gläser schauen, dennoch glaubte Sarah Goldwyn daran, daß die Frau sie anstarrte.

Als Lady Sarah bezahlte, verließ die Sonnenbrillenträgerin das Geschäft. Mrs. Goldwyn nahm die Tüte mit dem Namen des Geschäfts als Reklameaufdruck. Dann verließ sie das Geschäft. Der Himmel hatte sich aufgeklart. Die Sonne brannte jetzt herab. Eigentlich hätte Lady Sarah den Mantel ausziehen können, sie knöpfte ihn nur auf.

Die Horror-Oma wollte noch nicht nach Hause fahren. Ein wenig Bummeln tat ihr bestimmt gut.

Und einen Kaffee wollte sie ebenfalls noch trinken. So schlenderte sie weiter, ließ sich im Strom der Passanten treiben und sah auch wieder die Frau mit der Sonnenbrille.

Sie konnte sich nicht helfen, das Gefühl, von der Fremden beobachtet zu werden, wollte einfach nicht weichen. Immer wenn Lady Sarah die fremde Person anschaute, wandte die sich um.

Wurde sie verfolgt?

Lady Sarah fand einen freien Stuhl an einem runden Bistrotisch. Sie bestellte einen Kaffee und sah sich den Betrieb an. Frauen, Männer, auch Kinder, alle sommerlich gekleidet, flanierten über die Gehsteige. Diesmal entdeckte Lady Sarah die Frau mit der Sonnenbrille nicht. Sie schien in einem der Geschäfte verschwunden zu sein.

Zehn Minuten später setzte die Horror-Oma ihren Weg fort. Da sie zu einem Taxistand wollte und dieser sich auf der anderen Seite der Straße befand, mußte sie die Fahrbahn überqueren.

Es war schwer, eine Lücke zu finden. Zusammen mit zwei jüngeren Männern stand sie am Rand der Straße und merkte nicht, daß sich hinter ihrem Rücken jemand an sie heranschob.

Die Frau mit der Sonnenbrille.

Einen halben Schritt von Lady Sarah entfernt blieb sie stehen. Durch die Brille sah sie die Gestalt der Horror-Oma sehr deutlich. Für einen kaum meßbaren Zeitraum zuckte ein Lächeln um ihre Lippen, dann schnellte ihr Arm vor, die Hand war zur Faust geballt und traf dort, wo sie treffen wollte.

Sarah Goldwyn spürte den Aufprall, mit dem sie nicht gerechnet hatte. Sie wurde nach vorn gestoßen, hörte noch die erschreckten Rufe der beiden neben ihr stehenden Männer, schaute nach rechts und sah die Schnauze eines dunklen Fahrzeugs wie das Maul eines Ungeheuers näher kommen.

Der Fahrer konnte kaum bremsen.

Lady Sarah schleuderte im Fallen ihren rechten Arm vor. Sie hielt noch immer den Stock, der ihr eine dritte und jetzt wichtige Stütze war. Sie stellte ihn so auf den Boden, daß er ihren Schwung abfangen konnte, was die Kollision auch nicht verhindern konnte, aber sie fiel nicht zu Boden.

Sie hörte den Aufprall und das Quietschen der Reifen zur gleichen Zeit. Plötzlich lagen ihre Beine hoch, sie hatte längst die Standfestigkeit verloren und fiel mit dem Rücken auf die Motorhaube und nicht vor die Reifen.

Das war ihr Glück.

Bevor die Wucht sie von der Haube wieder auf die Straße schleudern konnte, waren Helfer da und hielten sie fest. Sie sah die Gesichter über sich, die besorgt blickenden Augen und hörte die Kommentare, die von dem großen Glück sprachen, das sie gehabt hatte.

Lady Sarah selbst konnte nicht sprechen. Der Schock hatte ihr die Sprache verschlagen. Sie wehrte sich nicht, als man sie auf den Gehsteig führte und dort der Fahrer erschien, schreckensbleich im Gesicht und sie fragend, ob sie verletzt war.

Lady Sarah schaute an ihm vorbei, denn sie hatte die Frau mit der Sonnenbrille gesehen, die sich nun rasch entfernte und sich dabei durch den Ring der Zuschauer drängte.

Das war kein Zufall, und Lady Sarah war an der Gehsteigkante auch nicht ausgerutscht. Noch jetzt glaubte sie den Treffer zu spüren, der sie in der Mitte des Rückens erwischt hatte.

Dafür kam ihrer Meinung nach nur die Frau minder Sonnenbrille in Frage. Das Gesicht eines Polizisten erschien, andere Gesichter entfernten sich. Jetzt kriegte Lady Sarah auch wieder Luft, sie atmete tief ein und hörte die Stimme des Bobbys. »Ich habe nach einem Krankenwagen telefoniert. Ist Ihnen etwas Schlimmes passiert, Madam?«

»Der Kopf ist noch dran.«

Sie erntete für diese Antwort ein Lachen, aber der Bobby sah die Sache ernster. »Bewegen Sie sich bitte nicht, wenn sie sich jetzt auf den Boden legen…«

»Ich will stehen bleiben.«

»Gut.«

Lady Sarah ließ es zu, daß man sie stützte. Der Fahrer des Wagens stand neben ihr. Sein schockblasses Gesicht zeigte einen unglücklichen Ausdruck. »Ich konnte wirklich nicht früher bremsen, Madam. Alles ging zu schnell. Sie kippten mir plötzlich vor die Räder. Es… es tut mir leid, ich werde gern…«

»Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen, Mister. Sie trifft keine Schuld. Ich war zu dumm.«

Dann lachte sie. »Ja, ich glaube, ich werde allmählich alt.«

»Das ist nicht wahr. Sie…«

»Lassen Sie es mal gut sein, junger Mann. Jedenfalls danke ich Ihnen, daß Sie trotzdem so hervorragend reagiert haben.«

»Nein, Madam, das waren Sie. Hätten Sie sich nicht abgestützt, mit dem Stock, meine ich, dann…«

Er sprach nicht mehr weiter, weil der Krankenwagen eintraf. Zwei Männer wollten eine Trage holen und Lady Sarah drauflegen, aber sie ging zum Wagen und vergaß selbst ihre Einkaufstüte nicht. Im Wagen mußte sie sich legen und wurde angeschnallt. Erst jetzt, wo die Wirkung des Schocks abklang, spürte sie, daß sie doch etwas abgekriegt hatte. Ihr rechter Ellbogen schmerzte, die Hüfte tat weh, wie auch der rechte Oberschenkel.

Ansonsten war ihr nichts passiert.

»Wir werden Sie jetzt zum nächsten Krankenhaus bringen und Sie

untersuchen lassen«, wurde ihr erklärt.

»Und wo werde ich landen?«

»Im Middlesex Hospital.«

»Ja, ist gut. Aber lange bleibe ich nicht liegen, das sage ich Ihnen jetzt schon.«

»Das werden die Ärzte entscheiden.«

Der Wagen fuhr an. Einer der Begleiter sah es Lady Sarah an, daß sie nicht mehr reden wollte, so stellte auch er keine Fragen. Die Horror-Oma aber dachte über den Vorfall nach.

Ein Bild kristallisierte sich immer deutlicher vor ihrem geistigen Auge heraus.

Die Frau mit der Sonnenbrille. Sie hatte Sarah Goldwyn verfolgt und auf eine günstige Gelegenheit gewartet.

Eines war der Horror-Oma klar. Mit viel Glück hatte sie einen Mordanschlag überstanden…

***

Jane Collins hatte mir einen Abschiedsbrief geschrieben!

Ich saß auch nach zehn Minuten noch immer starr im Wagen und dachte darüber nach. Den Brief hatte ich mittlerweile dreimal gelesen und verzweifelt nach Hinweisen gesucht, daß er nicht echt war, aber ich hatte keine Spur entdeckt.

Sie wollte weg! Ihr Leben abbrechen. Lady Sarah im Stich lassen und auch ihre Freunde.

Weshalb?

War die andere Seite tatsächlich so stark und mächtig gewesen? Ich dachte an die Warnungen der toten Hexe und an die Puppe, die auf dem Beifahrersitz lag. Der Brief und sie standen in einem unmittelbaren Zusammenhang.

Meine Gedanken drehten sich. Die Puppe deutete auf einen Voodoo-Zauber hin. Schon des öfteren hatte ich mit Voodoo zu tun gehabt, die Rituale waren mir bekannt. Wer den Zauber beherrschte, dem gelang es, durch magische Behandlung der Puppe, die Person, die der Puppe glich, sehr stark zu beeinflussen.

War das mit Jane geschehen?

Wie ich es auch drehte und wendete. Ich mußte es schaffen, eine Spur der Detektivin aufzunehmen.

Die Feinde waren nicht zu unterschätzen. Sie setzten sich aus dämonischen Dienerinnen zusammen, aus gefährlichen Hexen, die dem Satan dienten, der hinter ihnen stand.

Dieser Teufel trug einen Namen.

Abandur!

Ein Hexenmeister, eine mythische Gestalt, die vielleicht früher einmal existiert hatte und einen langen Schatten warf, in dem sich die

Hexen wohl fühlten.

Das war wenig genug, aber zumindest ein Anfang. Und hinter allem stand das Schicksal der Jane Collins.

Natürlich machte auch ich mir Vorwürfe. Ich hätte schneller reagieren können und mich nicht von meinem Chef aufhalten lassen sollen. Vielleicht wäre dann noch etwas zu retten gewesen, aber die Chance war endgültig vertan.

Suko sagte ich nicht erst Bescheid. Für mich war es wichtig, so rasch wie möglich nach Mayfair zu fahren, um mit Lady Sarah zu sprechen, vorausgesetzt, sie war da.

Vom Wagen aus rief ich noch einmal an. Wieder hob niemand im Haus ab. Meine Befürchtungen verstärkten sich. Plötzlich hatte ich Angst davor, daß man nicht nur Jane Collins etwas angetan haben konnte, sondern auch der Horror-Oma.

Zwei Fliegen auf einen Schlag. Das wäre etwas für die dämonische Seite gewesen.

Ich rollte durch den Verkehr, der mich sehr ärgerte, weil ich nur langsam von der Stelle kam.

Schweiß hatte sich auf meiner Stirn gesammelt und war zu einer kalten Schicht geworden. Mein Herz klopfte schneller. Ich wurde nervös, fluchte über andere Autofahrer, obwohl ich selbst bestimmt nicht besser fuhr.

In Mayfair zu wohnen ist etwas Besonderes. Hier lebte man mit der alten Londoner Tradition. Die Häuser waren entsprechend alt, aber mit oft modernisierten Fassaden und Innenräumen.

Auch Sarah Goldwyn hatte ihr Haus umgebaut. Wer vor dem Gebäude stand, konnte sich kaum vorstellen, was sich alles darin befand. Besonders unter dem Dach, wo die Horror-Oma ihr Reich hatte.

Ich hatte glücklicherweise einen Parkplatz gefunden und brauchte nicht weit zu laufen. Schon als ich durch den Vorgarten schritt, überfiel mich das Gefühl, auf ein von Personen verlassenes Haus zuzugehen. Irgendwie spürt man das.

Dennoch klingelte ich. Es tat sich nichts. Ich holte den Reserveschlüssel hervor, öffnete und schlüpfte über die Schwelle in den dunklen Flur.

Dort blieb ich stehen. Hier war es kühler als draußen. Über meine Arme rann ein leichter Schauer.

Der milde Hauch eines zarten Parfüms erinnerte noch an Jane Collins. Sonst nichts.

Ich suchte den Flur ab, die unteren Räume, fand fast alles so, wie ich es kannte. Da war nichts durchwühlt oder zerstört worden. Die Zimmer sahen aus, als wären sie nur mal eben von den Bewohnern verlassen worden.

Mein Weg führte mich auch in die obere Etage und unter das Dach, wo sich die Bücherei und die Videothek befanden. Hier saß Lady Sarah am liebsten, doch jetzt war der große, ausgebaute Raum leer.

Verlassene Häuser können schon unheimlich oder deprimierend wirken, auch wenn die Einrichtung vorhanden ist.

Ich hatte ein wenig Furcht davor, in den Keller zu gehen. Nicht weil ich die engen Räume fürchtete, mir ging es allein um Janes Handlungsweise. Sie hatte mir einen Abschiedsbrief geschrieben. Wie aber hatte sie sich Lady Sarah gegenüber verhalten? Ich konnte mir gut vorstellen, daß Lady Sarah versucht hatte, sie zurückzuhalten. Da Jane wegwollte und es auch geschafft hatte, konnte es durchaus möglich sein, daß Sarah mit Gewalt daran gehindert worden war.

Wie immer quietschte die Kellertür ein wenig, als ich sie öffnete. Lady Sarah empfand dieses Geräusch als so »schön gruselig«, mich störte es eher.

Von der Steintreppe kannte ich jede Stufe. Noch in diesem Jahr wollte Sarah den Keller streichen lassen. Er hatte es mal wieder nötig, die Decken waren grau geworden, und in den Ecken schimmerte manches Spinnennetz.

Ich durchsuchte die Kellerräume, ohne eine Spur zu finden. Lebensmittel, Wein, alte Möbel, das fand ich, nur Lady Sarah Goldwyn nicht, die ich unbedingt sprechen wollte.

Sehr nachdenklich stieg ich die Treppe wieder hoch und hatte die Kellertür soeben geschlossen, als das Telefon anschlug. Das Klingeln erklang aus dem Wohnraum.

Einen Moment zögerte ich noch, dann ging ich hin, nahm ab und meldete mich mit einem vorsichtig gesprochenen »Ja bitte?«

»Oh, entschuldigen Sie bitte, da muß ich mich verwählt haben«, sagte eine Frauenstimme.

»Nein, Sarah, das hast du nicht.«

Eine kurze Pause entstand. Dann fast ein Aufschrei. »John - du?«

»Ja, wer sonst?«

»Großer Himmel.« Sie verschluckte und verhaspelte sich. »Was machst du denn in meinem Haus?«

»Ich suche dich.«

»Das kann ich mir vorstellen. Also, mir ist etwas passiert. Zunächst einmal muß ich dir sagen, woher ich anrufe. Aus dem Krankenhaus. Ich bin im Middlesex-Hospital.«

»Was bist du?«

»Ja, aber es geht mir nicht schlecht, obwohl ich auch hätte tot sein können, denn auf mich wurde ein Mordanschlag verübt.«

Das war ein Hammer, und ich setzte mich erst einmal. »Ein Mordanschlag?« hauchte ich. »Doch nicht etwa Jane?«

Sarah Goldwyn lachte. »Wie kommst du denn auf sie?«

Trotz der schlechten Nachricht fiel mir ein Stein vom Herzen. »Ich meine, weil Jane verschwunden ist.«

»Sie hat das Haus verlassen?«

»Ja, sie ist weg. Für immer, verstehst du? Sie hat mir einen Abschiedsbrief geschrieben.«

Jetzt war Lady Sarah still. Ich hörte nur ihr scharfes Atmen. »John«, flüsterte sie nach einer Weile.

»Mein Junge, sag, daß es nicht wahr ist.«

»Leider stimmt es.«

»Gütiger Himmel, dann war es kein Zufall. Es hängt alles irgendwie zusammen. Ich habe es gespürt.«

»Was gespürt?«

»Die Frau mit der Sonnenbrille, die mich verfolgte. Sie tauchte dann direkt in meiner Nähe auf, als ich die Sloane Street überqueren wollte. Sie hat mich vor einen Wagen gestoßen. Ich hatte wirklich Glück, daß ich auf die Haube fiel und nicht von den Reifen überrollt worden bin. Ich werde sofort kommen.«

»Lassen dich die Ärzte denn laufen?«

»Keine Angst, dafür werde ich schon sorgen! Wartest du auf mich, mein Junge?«

»Ja.«

»Bis bald dann. Taxis gibt es hier genug.«

Ich legte auf und starrte den Hörer an, der mit einem Schweißfilm bedeckt war. Mittlerweile hatte ich das Gefühl, ein Netz würde über uns allen liegen, das von einem bisher noch unbekannten Regisseur immer enger zusammengezogen wurde.

Jane war verschwunden, Lady Sarah hatte nur mit Mühe einem Mordanschlag entgehen können, eine Hexe tötete sich selbst vor meinen Augen - so etwas mußte einfach zu einer schwarzmagischen Quelle führen und in die Katastrophe.

Wie ging es jetzt weiter?

Ich wußte es nicht, blieb im Sessel hocken, rauchte und starrte ins Leere…

***

Er war smart, er war erfolgreich, dazu Junggeselle, er hatte Geld, fuhr einen teuren Wagen und war schon mit 32 Jahren Inhaber einer gutlaufenden Anwaltspraxis.

Was wollte man mehr?

Jerry Stern jedenfalls war zum Millionär geworden. Eine blitzsaubere Karriere, an die er vor einigen Jahren nicht zu hoffen gewagt hätte, denn seine Noten waren nicht berauschend gewesen.

Aber nach der großen Wende war alles anders gekommen. Da hatte er sich demjenigen zugewandt, der ihm Erfolg, Reichtum und

höchsten Genuß versprach.

Dinge, die für Jerry Stern außerordentlich wichtig waren und worüber er die wahren Werte des Lebens vergaß.

Daß man ihm eines Tages die Rechnung präsentieren würde, lag auf der Hand, doch darüber dachte der Wirtschaftsanwalt, der wieder einen Fall zu seinen Gunsten hatte entscheiden können, nicht länger nach, als er in seinem Büro vor dem Fenster stand und zum Picadilly schaute, wo sich der Verkehr mal wieder ballte.

Es war gut und hob das Image, eine Adresse im Herzen Londons zu haben. Zudem befanden sich die großen Niederlassungen der in- und ausländischen Firmen in unmittelbarer Umgebung der Praxis.

Wer etwas auf sich hielt und rauchte, der tat es bei der Zigarre nicht unter einer Davidoff. So hielt es auch Jerry Stern. Er zündete sich einen dieser Torpedos an und steckte ihn zwischen die Zähne. Sehr lässig sah er aus in seiner modernen, schwarzen, dünnen Sommerhose mit den ausgestellten Bundfalten. Auch das schneeweiße Hemd zeigte einen sportlichen Anstrich, wie auch die farbige Blumenkrawatte, die er dazu und zu der grünen Jacke trug.

Stern kleidete sich sehr modisch, nicht so konservativ wie die meisten seiner Kollegen, und man hatte ihn so akzeptiert. Selbst die stocktrockenen Briten.

Er beschäftigte noch zwei Angestellte, einen Sekretär und eine Sekretärin, die heimlich in den hochgewachsenen Anwalt mit dem dunklen, etwas dünnen Haar verliebt war. Stern hatte ein scharfkantiges Gesicht und die Augen eines Raubvogels. Ein Solarium sorgte für eine immer gleichbleibende Bräune am gesamten Körper.

Stern verdiente und genoß das Leben.

Lässig drehte er sich um und trat vom Fenster zurück. Er schaute in sein Büro, das, im Gegensatz zu den meisten Räumen, fünf Ecken hatte und mehr kreisförmig errichtet war.

Die modernen Möbel paßten gut zu den alten, hellen Teppichen, deren Farben noch vorhanden waren und lange Jahrhunderte überdauert hatten.

Momentan dachte er darüber nach, wo er die Mittagspause verbringen wollte. In der Nähe hatte ein Stehimbiß der gehobenen Klasse eröffnet, wo die Geschäftsleute aus der Umgebung am Mittag ihre teuren Kleinigkeiten aßen und dazu Champagner tranken.

Da wollte er mal wieder hin, außerdem hatte er nach erfolgreicher Beendigung des Falls einen guten Grund.

Es klopfte. Er wußte, daß es Sandra, seine Sekretärin, war. Sie öffnete auch die Tür, lächelte und wurde - wie so oft - ein wenig rot, als sie den Anwalt anschaute.

»Was gibt es, Sandra?« fragte er aufgeräumt.

»Ich gehe jetzt zu Tisch, Mr. Stern.«

»Gut.« Stern deutete zum Fenster. »Ein herrliches Wetter, nicht wahr?«

»Ja, Sir.«

»Bleiben Sie ruhig eine Stunde länger, Sandra, es steht ja nichts mehr auf dem Terminplan - oder?«

»Nein, Sir, für heute nachmittag nicht. Ich werde noch einiges an Ablage erledigen können. Und vielen Dank, Sir.«

»Wofür?« Stern schlenderte auf Sandra zu.

»Für… für…« Sie geriet ins Stottern. »Für die Verlängerung der Pause, Sir.«

»Wie oft haben Sie keine Pause gemacht?«

»Na ja, ich meine.« Sie hob die Schultern, die von dem Stoff einer schwarzweiß karierten Bluse umspannt wurden. Das Kleidungsstück hatte pumpige Ärmel, dafür zeichnete der enge, dunkle Rock die Figur der jungen Frau gut nach.

Stern legte beide Hände auf Sandras Schultern. Sie erschauderte. Er amüsierte sich innerlich darüber. »Irgendwann, meine Liebe, lade ich Sie mal am Abend zum Essen ein.«

Ihre Augen leuchteten. »Wirklich, Sir?«

»Ja, vielleicht noch in dieser Woche.«

»Danke, Mr. Stern.«

»Jetzt gehen Sie aber in die Pause, sonst essen Ihnen die anderen Gäste noch alles weg.«

»Ja; Mr. Stern, natürlich.« Mit hochrotem Kopf lief sie hinaus, und Stern amüsierte sich köstlich.

Obwohl er ein Typ war, der bei kaum einer Frau nein sagte, würde er sich hüten, mit Sandra ins Bett zu gehen. Sollte sie ruhig weiter für ihn schwärmen und auch träumen.

Die Tür zum Vorzimmer hatte sie nicht geschlossen. Er hörte noch, daß Sandra ihren Schreibtisch aufräumte und den Raum dann verließ.

Draußen schien die Sonne. Sie badete den Piccadilly in ihrem herrlichen Schein.

Stern steckte noch Geld ein, das in einem kleinen Tresor lag, und wollte sich zum Gehen wenden, als er aus dem Vorzimmer ein Geräusch hörte. Das waren vorsichtig gesetzte Schritte, als wäre ein Dieb dabei, das Büro zu betreten.

Der Anwalt richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf. Sein Gesicht spannte sich, nahm einen noch schärferen Ausdruck an, und er blieb steif stehen, als die Tür des Vorzimmers nach innen gedrückt wurde.

Einen Klienten erwartete er nicht. Wer erlaubte es sich dann, ihn ohne eine Voranmeldung zu besuchen?

Es war eine Frau!

Sie trug einen hellen Mantel, hatte den Kragen trotz der Witterung

hochgestellt und die Sonnenbrille nicht abgenommen. Auf ihren Lippen lag ein kaltes Lächeln. Sie traf keine Anstalten, das Büro wieder zu verlassen, drehte den Kopf und schaute sich um, bevor sie nickte. »Sehr schön hast du es hier, Jerry.«

Stern war nicht so leicht zu überraschen. Diese Anrede aber verschlug ihm die Sprache. Er mußte einige Male Luft holen, bevor er eine Antwort geben konnte. »Was soll das? Wer sind Sie? Und was erlauben Sie sich, mich zu duzen?«

»Aber Jerry, erinnerst du dich nicht?«

»Nein, zum Henker. Verschwinden Sie, bevor ich Sie hinauswerfe. Ich will meine Ruhe haben. Außerdem gehe ich zu Tisch.«

»Das wirst du bleiben lassen!«

»Ha!« Stern lief vor, aber er kam nur wenige Schritte weit. Da nämlich nahm die Frau ihre Sonnenbrille ab und zeigte ihm ihr Gesicht. Wie vor eine Mauer gelaufen, blieb der Anwalt stehen. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, er verkrampfte sich, wurde unter der sonnenbraunen Haut bleich, öffnete die Lippen, schaffte es aber nicht, etwas zu sagen.

»Nun, Jerry?«

Er starrte in das Gesicht mit der grauen Haut, den kalten Pupillen, die tief in ihrem Innern rote Punkte zeigten, als würde dort etwas glühen, das der Teufel persönlich hineingedrückt hatte.

»Du… du gehörst zu ihm?«

»Natürlich, Jerry. Ich bin Edwina, und ich gehöre zu dem, der auch dich führt, der dafür gesorgt hat, daß es dir so gut geht, Jerry. Jetzt präsentiert er die Rechnung.«

Stern schaute an der Frau vorbei. Er merkte kaum, daß er zurückging und sich automatisch in seinen Ledersessel hinter dem Schreibtisch fallen ließ.

Da saß er nun und nickte. »Abandur«, hauchte er. »Ja, es kann nur Abandur sein.«

»So ist es.« Edwina blieb vor dem Schreibtisch stehen und legte ihre Hände auf die Platte. »So und nicht anders. Du hast doch gewußt, daß er nichts umsonst gibt - oder?«

»Ja, aber…«

»Es gibt kein Aber. Er hat dich aufsteigen lassen, als du damals den Erfolg gesucht und dich einem magischen Zirkel angeschlossen hast. Jetzt verlangt er den Lohn.«

Jerry schluckte. »Was soll ich tun?«

»Das weiß ich genau. Nur werde ich es dir nicht sagen, mein Junge. Du wirst es bald erfahren. Warte, ich habe etwas für dich.« Sie griff in den Mantel und holte einen Briefumschlag hervor. Lässig warf sie das Mitbringsel auf den Tisch.

»Für mich?«

»Für wen sonst, Jerry? Öffne ihn, lies die Botschaft oder den Befehl und richte dich danach. Ich sage dir gleich, daß du keine Chance hast, dich zu weigern. Aber ich will dich nicht stören. Ich warte im Vorzimmer auf deine Antwort.«

Edwina zog sich zurück. Erst als sie nicht mehr zu sehen war, öffnete Stern mit zitternden Fingern den Umschlag und holte einen zusammengefalteten Brief hervor, den er erst glättete, bevor er die wenigen Zeilen aufmerksam las.

»Du hast Erfolg, Macht und Reichtum erlangt. Jetzt wirst du uns dafür deinen Lohn geben. Du sollst drei Personen töten. Glenda Perkins, Inspektor Suko und den Geisterjäger John Sinclair.«

Stern hatte halblaut vorgelesen. Er tat dies noch einmal, der Text blieb gleich. Und er spürte, wie ihm das Blut heiß in den Kopf stieg, so daß seine Haut die Farbe einer Tomate angenommen hatte.

Das also war der Lohn!

Er saß da und war kaum in der Lage, noch einen normalen Gedanken zu fassen. Vor seinen Augen drehte sich alles. Die Nachricht lag auf dem Schreibtisch. Stern bemerkte nicht einmal, daß Edwina zurückkehrte und wieder vor dem Schreibtisch stehenblieb.

Erst als etwas vor ihm hochflammte, schrak er zusammen, riß die Augen auf und sah, daß die Nachricht auf dem Schreibtisch Feuer gefangen hatte.

Aschefetzen lösten sich noch und verteilten sich vor seinen Augen.

Dann hörte er das Lachen.

Hart, widerlich, keifend auch und triumphierend. Er hob nur langsam den Blick. In den Augen der Hexe Edwina gloste noch immer das Feuer. Jerry verspürte Angst vor dem Blick. Er konnte sich vorstellen, welch eine Macht diese Person besaß, und wie mächtig mußte dann erst die Person sein, die hinter ihr stand!

»Nun?« fragte sie.

Stern konnte sich wieder fangen. Er wischte über sein schweißfeuchtes Gesicht, lächelte verkrampft und meinte: »Eine gute Schau, wirklich.«

Edwina beugte sich vor. »Der Beweis meines Könnens. Ich wollte dir nur zeigen, daß du nicht drücken kannst.«

»Okay, okay. Ich habe es gelesen.« Er lachte unmotiviert. »Ich soll drei Leute töten.«

»Ja.«

»Und wie habt ihr euch das vorgestellt, zum Teufel?«

»Das überlassen wir dir. Du bist fast an der Spitze, dir hat es nichts ausgemacht, andere, die sich dir in den Weg stellten, zu Boden zu drücken. Jetzt, mein Lieber, wirst du dein Meisterstück liefern. Drei Morde! Und laß sie gut aussehen!«

»Ich werde mich umhören.«

»Wonach?«
»Nach bezahlten Killern!«
Edwina richtete sich wieder auf, drückte den Kopf zurück und fing abermals an zu lachen. »Wahnsinn!« keuchte sie. »Das ist der reine Wahnsinn, aber ein Irrtum. Du wirst dir keine bezahlten Killer besorgen, mein Freund. Das ist allein *deine* Sache!«
»Ich soll…?«
»Jawohl, du wirst sie töten. Die Reihenfolge ist beliebig. Wir überlassen es dir, wen du dir als ersten vornimmst. Ich könnte mir allerdings denken, daß Sinclair das größte Problem sein wird. Kennst du ihn eigentlich?«
»Ich habe von ihm gehört!«
»Dann ist es gut.«
Der Anwalt senkte den Kopf. »Es wird verdammt schwer sein, ihn zu töten.«
»Das wissen wir. Es war auch nicht leicht für uns, dich so in die Höhe zu boxen.«
Stern schluckte. »Sicher«, gab er dann zu. »Sie haben la recht.« Er hob die Schultern. »Wie soll ich es machen? Ich selbst besitze keine Waffe, ich habe…«
Edwina winkte ab und öffnete ihren Mantel. Sie trug ein dunkelgraues Kleid, mehr einen Fetzen, aber sie hatte unter dem Mantel eine Tasche hängen, die sie nun hervorzerrte. »Wir stehen dir zur Seite, Jerry. Wenn du die Tasche öffnest, wirst du einige Dinge finden, die du sicherlich brauchen kannst.« Sie schleuderte das schwarze Lederpaket auf den Schreibtisch. »Hier.«
Stern nickte. »Und wann soll ich anfangen?«
»So früh wie möglich. Du kannst es auch wie ein Unfall aussehen lassen. Vor allen Dingen bei dieser Perkins. Du findest alle Dinge in der Tasche. Und noch etwas soll ich dir sagen. Keine Tat ohne Belohnung. Man hat dich eingeladen. Wenn alles vorbei ist, wirst du das Fest erleben. Du sollst einer der Ehrengäste beim Hexen-Polterabend sein.«
»Ich? Was - wieso?«
»Ein Hexenpolterabend, mein Freund. Es ist etwas Besonderes, wenn ein Mensch und ein Dämon heiraten.«
»Abandur?«
»So ist es.«
»Und wen will er heiraten?«
»Eine Ehemalige namens Jane Collins…«

***

Als der Wagen draußen hielt, stand ich vor der Tür. Lady Sarah stieg aus dem Taxi, ich lief hin und stützte sie, weil sie mir doch ziemlich

wacklig auf den Beinen erschien.

»Danke, mein Junge, danke«, sagte sie und beglich die Rechnung. Dann gingen wir dem Haus entgegen. Lady Sarah schwitzte, aber sie lächelte verzerrt.

Ich half ihr aus dem Mantel und hängte das Kleidungsstück auf. Lady Sarah war ins Wohnzimmer gegangen. Sie bat mich, ihr einen Brandy einzuschenken.

»So etwas bekommt man ja nicht in diesen verdammten Krankenhäusern«, beschwerte sie sich.

»Manchmal ist es ganz gut so.«

»Aber nicht für mich.«

Ich genehmigte mir auch ein Glas. Lady Sarah leerte das ihre mit einem Schluck. »Das hat gutgetan«, stöhnte sie. »Ja, das war hervorragend.«

Ich hatte nur genippt, saß ihr gegenüber und schaute sie an. Sie schüttelte den Kopf. »Mein Junge«, sagte sie, »das war tatsächlich ein Mordanschlag, wie man ihn im Kino erlebt. Der Stoß in den Rücken, der Fall auf die Straße…« Sie atmete tief ein. »Wäre der Fahrer nicht so geistesgegenwärtig gewesen, hätte es mich gegeben.« Ihre Stimme wurde leiser. »Dabei weiß ich nicht einmal seinen Namen. Aber das läßt sich ja herausfinden.«

»Hast du die Person möglicherweise erkannt, die dich gestoßen hat?«

»Ja. Es war eine Frau. Sie fiel mir schon während des Einkaufsbummels auf. Trotz der günstigen Witterung trug sie einen Mantel mit hochgestelltem Kragen, aber eine sehr große Sonnenbrille vor den Augen. Ich konnte ihr Gesicht kaum erkennen.«

»Bestimmt eine Hexe.«

»Meinst du?«

»Ja, Sarah, und ich habe auch meine Gründe.« Ich berichtete ihr haarklein von meinen Erlebnissen.

Sie hörte aufmerksam zu, und ihre Haltung nahm die Starre eines straff gespannten Seils an, als ich Janes Abschiedsbrief erwähnte, ihn anschließend aus der Tasche holte und ihn Lady Sarah überreichte.

Sie setzte ihre Brille auf, las sehr intensiv, schüttelte einige Male den Kopf, wurde immer blasser und meinte: »Das… das darf doch nicht wahr sein.«

»Leider stimmt es!«

»Sie ist einfach gegangen!« Lady Sarah sprach ins Leere, während ihre Hände nach unten sanken.

»Einfach so.«

»Du hast mit ihr gelebt, Sarah«, sagte ich. »Ist dir an Jane etwas aufgefallen?«

»Das allerdings.«

»Was genau?«

»Sie war in den letzten Wochen so komisch, irgendwie seltsam und anders. Das hast du ja auch bemerkt. Ich kam nicht mit ihr zurecht. Oft genug hatte ich das Gefühl, mit einer Fremden zu reden. Sie hörte mir kaum zu, war mit ihren Gedanken ganz woanders.«

»Depressionen?« hakte ich nach.

»Man kann es fast so nennen. Jedenfalls befand sich Jane auf dem Weg zu diesem Ziel.«

»Es war die Vergangenheit, nicht wahr?«

»Ja, sie konnte ihr einfach nicht entrinnen. Kräfte, die ich nicht kannte, mußten sich ihrer bemächtigt haben.« Lady Sarah preßte die Hände gegen ihr Gesicht. »Es war schlimm für sie, aber für mich nicht minder. Ich hätte ihr gern geholfen, nur stemmte sie sich gegen mein Vorhaben. Sie wollte es einfach nicht. Immer wieder war die andere Seite stärker. Jane befand sich in einem unsichtbaren Bann. Und jetzt haben sie es geschafft. Oder glaubst du, John, daß sie diesen Brief freiwillig geschrieben hat?«

»Ja und nein.«

»Wieso?«

»Sie steht unter Druck, weiß dies, hütet sich aber gleichzeitig, sich dagegen zu wehren. Wahrscheinlich ist es ihr nicht leicht gefallen, die Zeilen zu schreiben.«

»Und jetzt ist sie verschwunden.« Lady Sarah lehnte sich im Sessel zurück. »Wäre ich doch nicht auf den Gedanken gekommen, heute einkaufen zu gehen.« Sie deutete auf die Tüte. »Zwei Schals im Sonderangebot. Einen für Jane, einen für mich. Ein Unding.«

»Du hättest sicherlich nichts daran ändern können. Jane wollte es durchführen.«

»So sieht es aus.« Lady Sarah schaute auf die Puppe, die ich mitgebracht hatte. »Ob sie der auslösende Faktor ist?«

»Ein wichtiger bestimmt.«

»Die Hexe hat sie dir gegeben, weil sie rachsüchtig ist«, sagte Lady Sarah. »Wie heißt die Frau?«

»Keine Ahnung.«

»Habt ihr keine Nachforschungen angestellt?«

Ich lächelte wissend. »Du hättest sie sehen müssen, als sie vor meinen Füßen lag. Nachdem sie sich umgebracht hatte, löste sie sich langsam auf. Es blieb nicht mehr viel von ihr zurück. Es tut mir leid, aber diese Spur ist gelöscht.«

»Wo willst du ansetzen?«

»Bei dir.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Abandur«, sagte ich. »So lautet ein Name. Er muß hinter allem stecken. Kennst du ihn?«

»Nein«, erklärte Lady Sarah ohne große Überlegungen. »Ich kenne

ihn nicht. Hättest du Namen wie Abraxis gesagt oder Asmodis, aber so bin ich überfragt.«

»Laß uns in deine Bibliothek gehen«, bat ich sie. »Da finden wir sicher etwas.«

Lady Sarah stemmte ihre Arme auf die Sessellehne. »Nur gut, daß ich einen Fahrstuhl habe einbauen lassen.«

»Geht es dir so schlecht?« fragte ich besorgt.

»Gut jedenfalls nicht.«

Ich ging zu ihr und half ihr hoch. »Tja, mein Junge, da habe ich wieder einmal gemerkt, daß eine alte Frau kein D-Zug ist. Die Knochen wollen nicht mehr so.«

»Du wirst dich noch einige Jahre halten, meine Liebe.«

Sie runzelte die Stirn. »Wobei ich hoffe, daß ich sie zusammen mit Jane verbringen kann.«

Ich erwiderte nichts, hoffte nur, daß sich ihr Wunsch auch erfüllte. Denn es war auch meiner…

***

Jane Collins war in den Wagen gestiegen und losgefahren. Einfach so und irgendwohin.

Man hatte ihr dies befohlen, und sie folgte dem Befehl. Er war da, das Denken hatte sie einem anderen überlassen müssen. Er allein diktierte Jane den Weg und führte sie durch London, bis sie die Außenbezirke erreicht hatte.

Hier flaute der Verkehr ab, und die hellen Strahlen der Sonne flossen über Felder, Wiesen und lichte Wälder ein wie feines Tuch.

Der Himmel zeigte noch immer eine Quellbewölkung, aber sie wurde gegen Westen hin dünner.

Manchmal zuckten Janes Mundwinkel. Immer dann, wenn sie einen erneuten Gedankenbefehl erhalten hatte. Sie fuhr dann schneller oder ließ mit dem Tempo nach. Hin und wieder rollte sie auf eine Ampel zu, blieb bei Rot stehen, lehnte sich zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und starrte ins Leere.

Man hatte sie gerufen, sie würde gehorchen.

Es lag schon Wochen zurück, als sie zum erstenmal die Träume gehabt hatte. Ein schlimmes Alpdrücken mit seelischen Schmerzen, die zu Depressionen führten. Sie hatte versucht, dagegen anzukämpfen, aber die andere Macht war stärker.

Allmählich hatte sich ein Name herauskristallisiert.

Abandur!

Er war derjenige, der sie leitete, der sie lenkte, der seinen Einfluß auf sie ausübte.

Jane hatte ihn nie gesehen, sie ahnte nicht einmal, wie er aussah, und doch glaubte sie, ihn gut genug zu kennen, um alles andere

aufzugeben. Lady Sarah, ihre Freunde John Sinclair, Suko, die Conollys, auch Yakup, den Türken, der sich einmal Hoffnungen gemacht hatte, sie zu heiraten. Das alles war vergessen und ließ sich auch nicht mehr zurückholen.

Sie fuhr wieder an.

Die Sonne war tiefer gesunken. Sie kroch bereits dem Horizont entgegen. Durch die offene Seitenscheibe wehte der Wind. Jane hörte die Vögel zwitschern, sie nahm den frühsommerlichen Geruch wahr, der in den Wagen wehte, aber sie kümmerte sich um all diese Dinge nicht.

Das andere Ziel war wichtiger!

Sie erreichte eine Gegend, wo es noch Bauernhöfe gab und Schafe auf einer großen Weide standen.

Von der Straße her führte ein schmaler Pfad in die Landschaft hinein und endete vor einer Scheune.

Zielsicher lenkte Jane Collins den Wagen in den schmalen Pfad. Der Untergrund war nicht mehr so glatt. Traktorspuren hatten ihn gekennzeichnet, durch die ihr Kleinwagen rollte. Bisher hatte man sie noch nicht gefunden, obwohl John Sinclair sicherlich eine Großfahndung eingeleitet hatte. Doch die würde nichts mehr bringen.

Die Scheune hatte ein zweiflügeliges Tor. Die rechte Hälfte stand offen. Als hätte sie den Bau schon immer als Garage benutzt, so lenkte Jane den Wagen hinein, fuhr bis dicht an eine breite Krippe heran und stoppte.

Der Motor verstummte, Jane stieg aus, drückte die Tür zu und wartete ab.

Sie hatte die Scheune noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen. Nun empfand sie dieses alte Gebäude als eine Art von Heimat, denn der Befehl war klar und deutlich erfolgt.

Warten!

Warten auf sie oder ihn. Alles andere interessierte nicht. Sie sollte und würde sich um nichts kümmern, und suchte sich ihr Versteck unterhalb der Tenne.

Die Zeit verstrich.

Noch stand die Sonne am Himmel, doch die Schatten wurden bereits länger. Hin und wieder hörte sie das Geräusch eines vorbeifahrenden Wagens. Manchmal war es ein Traktor, dann wieder ein Pkw. Auch Stimmen drangen in ihr Versteck.

In der Nähe spielten Kinder, die sich jedoch nicht in der Scheune verkrochen. Einmal liefen einige Mäuse dicht vor ihren Schuhspitzen her. Jane zuckte nicht einmal zurück.

Sie hatte sich auf einen Holzklotz gesetzt, starrte ins Leere und wartete. Ihr schlichtes Leinenkleid war am Saum etwas verschmutzt, das Haar stand leicht wirr vom Kopf. Auf dem Gesicht lagen dünne

Schweißperlen.
Furcht verspürte sie nicht. Eher eine gewisse Neugier vor den kommenden Ereignissen. Man hatte ihr gesagt, daß sie wieder aufgenommen werden sollte. Der alte Kreis, den sie verlassen hatte, war noch immer vorhanden.
Erwartung und Neugier paarten sich. Bisher hatte sie nur Edwina gesehen, doch sie wußte, daß sie nicht allein war. Andere standen hinter ihr, eine geheimnisvolle Schutzmacht, die von Abandur geleitet wurde.
Plötzlich stand sie auf. Ihr feines Gehör hatte Laute vernommen, die nicht in die Umgebung paßten.
Schritte näherten sich. Sehr langsam, dennoch zielstrebig. Jane Collins wußte, daß es eine ihrer neuen Freundinnen war, die kam, um sie abzuholen.
Die Detektivin stand im Dunkeln. Sie selbst schaute gegen die offene Tür, und zwar ins Helle.
Dort erschien die Gestalt. Sie blieb für einen Moment auf der Schwelle stehen. Der Wind schien sie in die Scheune hineingetragen zu haben, denn er spielte mit ihrem weißgrauen Haar und ließ die Strähnen zittern. Die dunkle Kleidung stach ein wenig ab. Zur einen Hälfte lag das Gesicht im Schatten.
»Komm her, Jane, wir haben auf dich gewartet.«
Kaum hatte die Besucherin den Satz ausgesprochen, als sich die ehemalige Hexe in Bewegung setzte und auf die Tür zuschritt. Sie ging sehr langsam, als würde sie es gar nicht wollen. Dies wiederum gefiel der Hexe nicht. Sie streckte den rechten Arm aus und krümmte den mageren Zeigefinger.
»Ja, ich bin schon da…«
Jane starrte der Hexe ins Gesicht, das sie jetzt besser erkennen konnte. Es war alt und häßlich, knochig, hager, mit einer dünnen Haut versehen, mehr Monster als Mensch.
Vor ihr blieb Jane stehen. Die Hexe streckte den Arm aus, drehte sich und legte ihr die Hand auf die Schulter. Dabei fing sie an zu kichern. »Ja, mein Täubchen, so ist das. Irgendwann kehrt jeder wieder zu uns zurück. Magst du mich eigentlich?«
Jane nickte.
»Das ist gut«, flüsterte ihre neue Freundin und strich durch Janes Haar, »dann wirst du auch unseren Herrn und Meister Abandur mögen. Das glaube ich fest.«
Jane konzentrierte sich auf das Gleiten der Finger, die sich anfühlten wie Spinnenbeine. Spitze Nägel kratzten über ihre Kopfhaut. Jane bekam einen Schauer, den sie nicht einmal als unangenehm empfand. Auch dann nicht, als die Hexe ihren Arm an der Beuge faßte und sie aus der Scheune zog.

Die Sonne war inzwischen verschwunden. Schatten lagen über dem Land. Man konnte noch gut sehen, aber bald würde die Dämmerung hereinbrechen.

Jane ließ sich willig führen. Sie gingen nicht den Weg zurück, den sie gekommen war, sondern wandten sich scharf nach rechts, so daß sie an der Längsseite der Scheune entlangschritten, um deren Rückseite zu erreichen.

Dort begann ein schmaler Weg. Hohes Unkraut wuchs auf ihm. Rechts und links säumten dichte Büsche seinen krummen Verlauf. Er führte in die Höhe, einem kleinen Hügel entgegen, auf dem Krüppelbäume wuchsen. Die Bäume bildeten eine Art Grenze. Hinter ihnen änderte sich die Umgebung. Sie war waldreicher und auch hügeliger. So bot sie schon bessere Verstecke für jemand, der nicht gesehen werden wollte.

Die Hexe hatte Jane Collins wie ein kleines Kind an die Hand genommen und führte sie weiter.

Nicht einmal leistete die Detektivin Widerstand. Sie gab sich ganz den Kräften dieser Person hin, denn sie würde es sein, die sie zu ihrem Ziel führte, das sicherlich nicht weit entfernt lag. Nachdem sie einen Hang hinabgerutscht waren und ein Gebiet erreichten, wo wilde Sommerblumen in der Mulde wuchsen, weil der Boden dort feuchter war, lösten sich aus der natürlichen Deckung zwei weitere Gestalten.

Jane blieb stehen, als sie die Frauen sah. Doch ihr wurde bewußt, daß sie ihr nichts tun würden, da auch sie zu denjenigen gehörten, die auf Jane gewartet hatten.

»Sie ist da«, sagte die Hexe, die Jane abgeholt hatte.

»Ja, wir sehen es.«

Die alten, häßlichen Weiber wirkten wie Gestalten aus einem Märchenbuch. Sie näherten sich der Detektivin. Sie traten so dicht an Jane heran, daß diese die anderen beiden riechen konnte. Die Hexen strömten einen widerlichen Geruch aus. Nach Fäulnis, nach Grab und Vergänglichkeit. Jane glaubte auch, Schwefelgestank zu riechen. Als die Hände durch ihr Haar fuhren, einzelne Strähnen anhoben, um sie durch die Finger gleiten zu lassen, da wallte noch einmal Widerstand in ihr hoch, der aber schnell zusammensank, weil die Hexen stärker waren.

Jane fiel zwar nicht, sie sackte jedoch regelrecht zusammen und ließ es mit sich geschehen, daß die Hexen sie abtasteten, wobei ihre langen, trockenen und wie knorrig wirkenden Finger auch unter den Stoff der Kleidung glitten, wo sie die Linien des Körpers genau nachzeichneten und auch die Brüste nicht ausließen.

Jane stand da wie versteinert. Sie hörte die schmutzigen Bemerkungen und auch das Lachen der Hexen.

Eine sagte: »So wird sie unserem großen Abandur gefallen. Er liebte

schon immer die Schönheit und die Körper der Frauen.«

»Ja, laßt uns gehen.«

Vor Jane tanzten die Hexen, winkten ihr mit obszönen Gesten zu und deuteten ihr an, ihnen zu folgen.

»Komm schon, schönes Mädchen. Auch wir waren einmal so prächtig und schön wie du. Dann gerieten wir an Abandur. Er wird dir deine Schönheit schon nehmen, beim großen Polterabend der Hexen…«

***

Ich hatte mit Suko gesprochen, ihm alles erklärt und mir auch Vorwürfe anhören müssen, weil ich so etwas wie einen Alleingang gewagt hatte.

»Sorry, Alter, es hat mir auch leid getan, aber es ließ sich nicht mehr ändern.«

»Gut. Und was hast du jetzt vor?«

»Ich wühle zusammen mit Lady Sarah das Archiv durch. Leider hat die Fahndung bisher noch keinen Erfolg gebracht. Janes Wagen wurde nicht gefunden.«

»Soll ich dir helfen?«

»Nein, fahr du mal nach Hause und warte auf mich. Vielleicht finde ich ja eine Spur.«

»Das würde ich uns gönnen.« Suko räusperte sich. »Noch etwas, John. Glaubst du an eine Chance für Jane?«

»Solange sie lebt, immer.«

»Das sind Sprüche.«

»Ich weiß, Suko.« Mit diesen Worten legte ich auf und drehte mich zu Lady Sarah um.

Sehr ernst blickte sie mich an. »Bisher haben wir es noch immer geschafft, John.«

»Ja, du hast recht. Aber diesmal ist es anders. Jane ist gezwungenermaßen freiwillig gegangen. Andere Kräfte haben von ihr Besitz ergriffen. Das ist für mich deprimierend.«

»Ich kann es verstehen.«

Mein Blick fiel auf die Uhr. Verdammt noch mal, der Nachmittag war schon fast vorbei. Es wurde Zeit, daß wir mit der Arbeit begannen. Und vielleicht hatten wir auch Glück…

***

Glenda Perkins stand in der Tür, als Suko mit John Sinclair telefonierte. In der rechten Hand hielt sie die Sonnenbrille, über den linken Arm hatte sie ihre gelbe, dreiviertellange Strickjacke gehängt.

Jetzt brauchte sie sie sich nicht überzustreifen, aber am Morgen war es kühl gewesen.

»Was ist?« fragte Glenda, als sie Sukos mißmutiges Gesicht betrachtete.

»Ich glaube, diesmal haben wir einen Fehler gemacht.«
»Und welchen, bitte?«
Der Inspektor hob die Schultern. »Wir haben uns einfach zuviel Zeit gelassen. Wir hätten früher reagieren sollen. Aber es kam immer etwas dazwischen.«
»Manchmal läuft es eben nicht optimal.«
»Dann kann ein Mensch schon tot sein.«
»Sag so etwas nicht.« Glenda blickte zur Uhr. »Tut mir leid, ich muß gehen. Mein Kühlschrank ist leer.«
»Okay.«
»Und wenn sich etwas Neues ereignen sollte, ruf mich an. Versprochen?«
»Abgemacht.«
Glenda ging. Gemeinsam mit einigen Kollegen verließ sie das Yard Building, doch sie achtete nicht auf die freundschaftlichen Bemerkungen, die man ihr zurief. Gedankenverloren setzte sie die Sonnenbrille auf, starrte durch die dunklen Gläser und dachte an Jane Collins.
Okay, sie und Jane hatten sich früher nie sonderlich gut vertragen, aber diese Zeiten waren vorbei.
Jane führte ihr eigenes Leben, ohne John Sinclair einzubeziehen.
Auch Glenda, die sich Hoffnungen auf John gemacht hatte, war abgeklärter geworden und hatte diese Hoffnungen begraben. Sie akzeptierte, daß sich der Geisterjäger nicht binden wollte.
Glenda gehörte zu den Menschen, die es sich abgewöhnt hatten, mit dem Wagen zur Arbeitsstelle zu fahren. Auch wenn die U-Bahnen voll waren, so blieben diese wenigstens nicht im Verkehr stecken.
Einkaufen wollte Glenda nahe der Oxford Street und nebenbei noch einen kleinen Schaufensterbummel machen, wozu sie jetzt jedoch keine große Lust mehr hatte. Dennoch bestieg sie die U-Bahn in Richtung Norden.
Glenda stellte sich auf den Bahnsteig. Es herrschte viel Gedränge, aber keine Unordnung. Engländer stellten sich in einer Schlange an, wenn sie gemeinsam auf etwas warten.
Im Hintergrund zogen einige Möchtegern-Musiker die große Schau ab. Um sie kümmerte sich niemand.
Glenda hatte Glück und befand sich nahe der Bahnsteigkante. Es roch irgendwie muffig in der Betonröhre.
Neben Glenda hielt sich ebenfalls eine Frau auf. Sie trug merkwürdigerweise eine Sonnenbrille. Die Frau starrte auf die Schienen, für Glenda hatte sie keinen Blick.
Die Menschen unterhielten sich kaum. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Der Berufsverkehr ließ kaum Freundlichkeiten zu.

Die Züge rollten auf den verschiedenen Bahnsteigen ein. Auch der Zug, auf den Glenda wartete, kam. Eine Schlange, die Krach machte. Metall und Glas, ein Käfig, gefüllt mit Menschen, die sich transportieren und schaukeln ließen.

Der Stopp! Zischend öffneten sich die Türen wie Mäuler und ließen Fahrgäste hinaus.

Sie quollen auf den Bahnsteig, verteilten sich dort. Die Wartenden strömten anschließend in die Wagen.

Leere Gesichter und müde Augen.

Glenda hatte keinen Sitzplatz gefunden. Sie stand nicht weit von der Tür weg, hielt einen Arm hochgestreckt und den von einer Querstange hängenden Griff umklammert.

Die Türen schlossen sich.

Glenda verspürte für einen Moment Herzklopfen und ein bedrückendes Gefühl. Sie fühlte sich wie gefangen. Jetzt konnte sie nicht mehr raus. Wenn doch, dann nur in die Düsternis des Tunnels.

Unzählige Male war sie schon mit der »Tube« gefahren, war sich dabei vorgekommen wie ein Hering in der Dose, aber nie hatte sie dieses bedrückende Gefühl der Beklemmung gespürt wie in diesen Augenblicken des schnellen Starts.

Woran konnte das liegen?

Glenda drehte den Kopf. Ihr Nachbar war größer als sie. Er trug einen grauen Anzug und ein Hemd mit Schweißflecken auf der Brust. Entsprechend roch er auch. Mit einer Hand hielt er sich fest, die andere brauchte er, um die Zeitung zu halten. Für seine Umgebung hatte er keinen Blick. An der rechten Seite wurde Glenda bei jeder Bewegung des Zuges angestoßen. Da prallte jemand gegen ihre Schulter. Auch den Reisenden betrachtete sie.

Es war eine Frau.

Die mit der Sonnenbrille!

Glenda erschrak zwar nicht, sie dachte wohl darüber nach, weshalb diese Person die Brille auch im Wagen nicht absetzte. Zudem trug sie einen hellen Mantel und ein Kopftuch.

Viel erkannte sie vom Gesicht ihrer Nachbarin nicht. Die Nase sah männlich aus, der Mund wirkte verkniffen, und Glendas Blick glitt wieder hoch zu den dunkeln, runden Scheiben der Brille.

Augen sah sie nicht, dafür Punkte. Die Gläser wirkten wie kleine Stolleneingänge. Und tief darin, fast wie am Ende der Welt, sah sie die beiden roten Punkte.

Spiegelten sich im Glas Lichter?

Glenda konnte sich keinen Reim darauf machen, denn im Wagen sah sie kein rotes Licht. Die roten Punkte mußten etwas anderes zu bedeuten haben.

Obwohl es warm im Wagen war, fühlte Glenda die Kälte. Es war kein

eigentliches Frieren, das sie erfaßte, dieses Gefühl stieg mehr von innen in ihr hoch.

Angst?

Eigentlich unsinnig. Was konnte ihr hier schon passieren? Hier stand sie eingekeilt zwischen anderen Fahrgästen, dennoch kam sie sich ziemlich allein vor.

Draußen wurde es heller. Die Wagenschlange lief in die nächste Station. Lichter wirkten wie Flecken, die Gesichter der am Bahnsteig wartenden Fahrgäste ebenfalls. Sie erstarrten, als der Zug hielt.

Wieder begann das große Geschiebe. Glenda, die nahe dem Ausgang stand, war stärker betroffen als die Personen in der Wagenmitte. Die Leute drängten nach draußen, hastige Entschuldigungen murmelnd, wenn sie andere zu hart angestoßen hatten.

Neue Fahrgäste stiegen ein. Glenda wurde tiefer in den Wagen geschoben. Noch eine Station, dann hatte sie es geschafft. Endlich raus aus diesem rollenden Gefängnis, wo sie kaum atmen konnte.

Für die eine Station wollte sie keinen Sitzplatz mehr. Wieder hielt sie sich am Griff fest.

Dann fuhr der Zug an.

Der übliche Ruck, das Schaukeln der Fahrgäste, wieder die leeren Gesichter, eine neue Umgebung.

Zwei Jugendliche standen nicht weit entfernt. Sie hatten sich breitbeinig aufgebaut, als gehörte ihnen ein Teil des Wagens. Ungeniert starrten sie auf Glendas Busen.

Ihr machten die Blicke schon etwas aus, doch dann spürte sie etwas Neues.

Man beobachtete sie.

Es war nur ein Gefühl, eine kleine Warnung, mehr nicht, aber Glenda drehte sich um.

Die Frau mit der Sonnenbrille stand wieder direkt hinter ihr. Und im dunklen Glas der Brille leuchteten abermals die beiden roten Punkte. Die Unbekannte starrte Glenda direkt an. Dabei verzogen sich ihre Lippen zu einem Lächeln.

Glenda sah das dünne Kräuseln der beiden Striche über dem Kinn. Man konnte auf viele Arten lächeln, aber wie diese Frau es tat, das paßte ihr überhaupt nicht.

Sie lächelte nicht freundlich oder nett, dieses Auseinanderziehen der Lippen war wissend, kalt - und tödlich.

Über den letzten Begriff erschrak Glenda. Die Frau war nicht umsonst zu ihr in den Wagen gestiegen. Sie wußte mit hundertprozentiger Sicherheit, daß die andere etwas von ihr wollte.

Glenda sagte nichts, aber die Unbekannte hatte etwas von den Gefühlen bemerkt. »Du entkommst mir nicht«, flüsterte sie in dem Augenblick, als der Zug anfuhr.

Glenda Perkins hatte die Worte nicht richtig verstanden. »Was haben Sie gesagt?«

»Das wirst du merken.«

»Bitte, ich kenne Sie nicht!«

Die Frau lächelte nur. Glenda wäre am liebsten zurückgewichen, das war leider nicht möglich, die Menschen standen einfach zu eng. Zudem hätte sie auch niemand durchgelassen.

Die Frau mit der Sonnenbrille wußte Bescheid. Leicht bewegte sie den Kopf. Glenda hatte das Gefühl, als wären die roten Funken oder Kreise in den Gläsern der Brille größer geworden. Sie wollte dort nicht hineinschauen, senkte den Blick und sah in den freien Raum zwischen ihnen beiden.

Dort stach etwas vor.

Zuerst wollte sie es nicht glauben, aber die andere Person hielt tatsächlich ein Messer in der Hand, dessen schmale Klinge aus dem Griff gefahren war.

Die Spitze zeigte auf Glenda.

Sie hörte das Lachen und die geflüsterten Worte der Sonnenbrillenträgerin.

»Hier kommst du nur tot raus, Glenda Perkins. Du bist die erste. Hier erwische ich dich. Mein Messer ist geschliffen…«

Der Mund bewegte sich beim Sprechen kaum, die Funken in den Brillengläsern hatten sich vergrößert, und Glenda dachte daran, daß die Fremde nur zuzustoßen brauchte. Auf dieser kurzen Distanz konnte sie Glenda überhaupt nicht verfehlen.

Was sollte sie tun?

Viel Zeit hatten beide nicht. Die Bahn fuhr, bis zur nächsten Station war es nicht mehr weit, und dort sollte Glenda bereits tot sein, wenn es nach der Unbekannten ging.

Bewaffnet war die dunkelhaarige Frau nicht. Sie mußte sich schon irgendwie anders zur Wehr setzen. Das tat sie auch, bevor die Unbekannte zustoßen konnte.

Die andere Person hatte nicht bemerkt, daß Glenda den Fuß anhob. Sie schob das Bein etwas vor und rammte den Fuß nach unten. Mit dem Absatz hart auf die Zehen der Messerträgerin. Es war Glenda eigentlich selbst zuwider, nur sah sie keine andere Möglichkeit, dieser lebensgefährlichen Situation zu entgehen.

Die Frau mit der Sonnenbrille war hart im Nehmen. Sie mußte brutal erwischt worden sein, doch kein Laut des Schmerzes drang über ihre Lippen. Sie preßte den Mund noch fester zusammen, zuckte aber, und Glenda, die ihre Tasche umgehängt hatte, so daß sie von ihr nicht behindert wurde, löste die linke vom Haltegriff. Mit beiden Händen umklammerte sie das Messergelenk der Frau. Sie drückte den Arm nach hinten, während die Unbekannte ihr Widerstand entgegensetzte.

»Keine Chance, Glenda, keine Chance. Ich erwische dich immer.«

Glenda erwiderte nichts. Keiner der anderen Fahrgäste merkte etwas von diesem stillen, aber gnadenlosen Kampf der beiden Frauen. Die Menschen waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

»Du stirbst noch vor dem nächsten Stopp!« versprach die Unbekannte. »Noch vor dem nächsten Stopp…«

Glenda hielt sich zurück. Aber sie spürte, daß die Frau ihre Kräfte verdoppelte. Obwohl Glenda deren Gelenk noch immer mit beiden Händen hielt, konnte sie gegen die Kraft der anderen Person nichts ausrichten.

Plötzlich löste Glenda die linke Hand. Sie mußte es anders versuchen, riß den Arm hoch und krallte plötzlich die Finger in das Gesicht der Unbekannten, dicht unter der Sonnenbrille, wo sie noch Haut sah und zupacken konnte.

Glenda bewegte die Fingerkuppen nach vorn, wobei sie das Gefühl hatte, sie zu Messern umgewandelt zu haben, denn es gelang ihr, durch die Haut zu fassen.

Sie war weich. Die Nägel bohrten sich tiefer. Eine weiche Masse quoll plötzlich hervor, und Glenda hörte das Ächzen der Frau, die den Kopf zur Seite drehte und auch die Hand mit dem Messer zurückzog.

Erst jetzt wurden andere Fahrgäste aufmerksam.

»He, was ist denn mit euch beiden Weibern los?« fragte jemand in der Nähe. Er war von der Sonnenbrillenfrau gerempelt worden. »Ich will hier meine Zeitung lesen.«

»Entschuldigen Sie«, sagte Glenda, während sich die Hexe zur Seite gebückt hatte und ihre Hände dorthin preßte, wo sich die Wunde in der Wange befand.

»Schlagt euch draußen weiter.«

»Das werden wir auch.«

Glenda versuchte, sich zurückzuziehen. Es war nicht so einfach, aber sie war der Klinge vorerst entgangen.

Die Unbekannte stand noch gebückt. Glenda starrte auf das Gesicht. Dort schien sich die Haut regelrecht verschoben zu haben, als wäre sie eine künstliche Masse. Viel mehr sah Glenda nicht, weil sich zwischen sie und die Sonnenbrillenträgerin zwei Fahrgäste geschoben hatten. Jedenfalls hatte die Unbekannte Glendas Namen gekannt. Sie waren nicht zufällig zusammengetroffen. Dahinter steckte ein teuflischer Plan.

Die Fahrt bis zum nächsten Stopp erschien ihr unwahrscheinlich lang. Was sonst eine nur kurze Sache war, verlängerte sich dermaßen, daß Glenda Herzklopfen bekam. Die Gefahr war nicht vorbei. Zwar glaubte sie nicht daran, daß die Unbekannte noch einen Versuch in dem Wagen starten würde, aber wer so konsequent vorging, der würde Glenda auch weiterhin auf den Fersen bleiben.

Sie schielte zur Tür.

Körper versperrten ihr den Weg. Noch huschten draußen die dunklen Tunnelwände vorbei, manchmal unterbrochen von einem rötlichgelben Lichtschimmer. Wann wurde der Zug endlich langsamer?

Glenda wußte es nicht, sie drückte sich selbst die Daumen und atmete zischend aus, als sie merkte, das die Wagen an Geschwindigkeit verloren.

Sie warf einen raschen Blick über die Schulter. Von der Unbekannten sah sie nur den Rücken. Sie hatte sich bewußt abgedreht, doch Glenda rechnete mit einer Täuschung. Die würde so leicht nicht aufgeben, das stand fest.

Der Bahnsteig erschien…

Lichter, Menschen, Personen, die dem einlaufenden Zug entgegenhasteten. Alles war völlig normal, keine große Angst bei den Fahrgästen, nur Glenda spürte diesen Druck.

Der Zug hielt.

Sie atmete auf, warf den Kopf zurück. Die Türen schwangen auf. Eine andere Luft strömte in den Wagen. Nicht so stickig wie die im Inneren. Die Luftmassen quirlten durcheinander. Der Schweißgeruch nahm ab, Menschen drängten der Tür entgegen. Glenda spürte, daß ihre Bluse auf dem Rücken klebte.

Wo war die Unbekannte?

Glenda drehte sich, kaum daß sie beide Füße auf den Bahnsteig gesetzt hatte.

Sie sah die Person nicht.

Hatte sie aufgegeben?

»He, Miss, aufpassen!« Glenda stolperte gegen einen Fahrgast, der einsteigen wollte.

»Sorry…«

»Schon gut.« Der Mann machte einen großen Schritt an ihr vorbei, Glenda hatte freie Bahn und hastete auf einen der beiden Ausgänge zu. Noch hatte sie eine große Strecke zurückzulegen, vorbei an Kiosken, Bänken, zwei Telefonzellen, den beschmierten Wänden, über einen schmutzigen Boden. Die Treppe führte in die Höhe. Rechts davon befand sich eine Rolltreppe.

Glenda lief nicht allein. Auch andere Fahrgäste hatten den gleichen Weg.

Wieder schaute sie sich um.

Zahlreiche Gesichter sah sie. Sie bewegten sich im Rhythmus der Schritte, waren verkniffen, angespannt, aber keines wurde von einer Sonnenbrille bedeckt.

Glenda erreichte die Rolltreppe. Sie wollte noch ausweichen, doch hinter ihr schoben zwei Frauen, und sie schimpften schon, weil Glenda

sich nicht so recht entschließen konnte.

So ließ sie sich fahren.

Sie war im Herzen der Millionenstadt ausgestiegen. Oxford Circus. Hier war noch etwas los, da trieben sich zahlreiche Touristen herum, zum Untertauchen ideal.

Noch brauchte Glenda dies nicht. Sie hatte die Unbekannte nicht wieder gesehen.

Die Treppe schaufelte sie hoch. Glenda dachte darüber nach, weshalb die Person sie hatte töten wollen. Zu einem Ergebnis gelangte sie nicht. Sie kannte die Frau nicht, aber es mußte ihrer Meinung nach mit dem neuen Fall zusammenhängen.

Jane Collins!

Der Name fiel ihr automatisch ein, wobei sie trotzdem nicht glaubte, daß die ehemalige Hexe hinter der Tat steckte, auch wenn sie dabei war, die Seiten zu wechseln.

Die Lust am Einkauf war Glenda vergangen. Sie wollte so rasch wie möglich nach Hause. Nein, dort auch nicht hin. Es war besser, wenn sie zu John und Suko fuhr. In ihrer Wohnung wäre sie für die Unbekannte ein zu leichtes Opfer gewesen. Sicher wußte die Person sehr gut, wo sie wohnte.

Hinter ihr sprachen die beiden Frauen über die Männer. Sie ließen kein gutes Haar an ihnen. Glenda hörte nur Wortfetzen. Sie hielt den Kopf hoch und schaute auf das Ende der Rolltreppe, wo die Stufen immer kleiner wurden und schließlich im Boden verschwanden.

Die Menschen verteilten sich dort in verschiedene Richtungen. Sie hatten es alle eilig.

Bis auf die eine Frau.

Der weiße Mantel, das Kopftuch, die verdammte Sonnenbrille.

Glenda fuhr ihr entgegen, sah immer mehr von ihr und auch die rechte Hand.

Die Frau hielt sie eng am Körper. Glenda fragte sich nicht, wie die Person so schnell ans Ende der Rolltreppe gelangt war, sie konzentrierte sich einzig und allein auf den blitzenden Stahl, der aus der Faust der Hexe Edwina ragte.

Sie und das Messer warteten…

***

Je mehr Suko darüber nachdachte, um so weniger gefiel ihm die ganze Geschichte. Da drehte sich ein Karussell, auf das er noch nicht aufgesprungen war. Dies gefiel ihm ganz und gar nicht.

Es hatte auch keinen Sinn, zu Lady Sarah zu fahren. John würde dort allein zurechtkommen. Gab es irgend etwas Neues, würde er Suko informieren.

Um mobiler zu sein, lieh Suko sich einen yardeigenen Wagen aus.

Ebenfalls einen Rover. Zwar ärgerte er sich jedesmal über den Verkehr, auch jetzt war es nicht anders, aber er kam trotzdem durch und war froh, als der Rover die gewundene Einfahrt der Tiefgarage hinabrollte und sich das Tor hob, nachdem Suko die Kennkarte in den Schlitz hineingesteckt hatte.

Er fuhr den Wagen in die Parktasche, wo früher einmal seine Harley gestanden hatte. Der Maschine trauerte der Inspektor noch immer nach. Er hatte sich noch nicht entscheiden können, ob und welches Fahrzeug er sich zulegen sollte.

Er schwankte noch zwischen einem deutschen und einem japanischen Fabrikat.

Nachbarn begegneten ihm. Sie grüßten. Einer beschwerte sich über den langen Arbeitstag. »Seit acht Uhr morgens habe ich im Büro gehockt, ohne Pause. Ich bin reif für die Insel.«

»Da würde es Ihnen vielleicht zu langweilig.«

»Ist auch möglich.«

Suko hielt die Fahrstuhltür offen. »Nach Ihnen, bitte.«

»Danke sehr.« Der Mann lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Er lockerte die Krawatte.

»Und jetzt geht der Streß weiter. Die Hausaufgaben der Kinder. Das ist ein Schlauch.«

»Sind sie denn gut in der Schule?« fragte Suko.

»Die besten - aber von hinten.«

»Viel Spaß.«

»Ja, gleichfalls.«

Der Lift hatte gehalten. Suko stieg aus. Sein Mitbewohner fuhr noch höher.

Nach drei Schritten blieb der Inspektor stehen. Sein Blick war auf den Rücken eines Mannes gefallen, der sich vor John Sinclairs Wohnungstür aufhielt, die sich direkt neben der seinen befand.

Suko kannte den Mann nicht. Er war sehr modisch gekleidet, trug ein weißes Jackett, das lang geschnitten war und über die Hüften reichte. Die Hose leuchtete in der gleichen Farbe, nur das T-Shirt war pechschwarz. Der Mann schien ein Fan von »Miami Vice« zu sein und drehte sich um, weil er Schritte gehört hatte.

Dunkles Haar, ein solariumbraunes Playboy-Gesicht, ein kantiges Kinn, etwas spöttisch verzogene Lippen und wachsame Augen.

Suko war stehengeblieben. »Möchten Sie zu Mr. Sinclair?« fragte er. »Und wenn es so wäre?«

Dem Chinesen gefiel die Antwort nicht. »Kann ich Ihnen nur mitteilen, daß Mr. Sinclair nicht da ist.«

»Ach, Sie wissen das?«

»Ja.«

»Wann kommt er zurück?«

»Keine Ahnung. Vielleicht kann ich Ihnen helfen, wenn Sie mir sagen, was Sie von Mr. Sinclair möchten.«

Der Mann überlegte einen Moment. »Ich bin Anwalt. Mein Name ist Jerry Stern, und ich muß Mr. Sinclair in einer persönlichen Angelegenheit sprechen.«

Auf Sukos Stirn bildete sich eine steile Falte, als er nachdachte. »Ich habe Ihren Namen noch nie gehört, Mr. Stern, und ich kenne Mr. Sinclair sehr gut.«

Stern tat erstaunt. »Dann hat er Ihnen nichts von mir erzählt?«

»Nein. Zudem kann jeder sagen, daß er Anwalt ist. Wenn Sie so gütig wären und mir…«

»Ach so, entschuldigen Sie.« Stern holte seine Karte hervor und reichte sie Suko. Der warf einen kurzen Blick darauf. In der Tat, dieser Mann hatte nicht gelogen.

»Sie sind aber Mr. Suko, nicht wahr?«

»Woher wissen Sie das?«

Stern lächelte. Damit konnte er vielleicht Mädchen beeindrucken, Suko nicht. »Er hat mir bei seinen Besuchen von Ihnen erzählt, Inspektor.«

»Wann war das denn?«

»In den letzten Tagen.«

»Da waren wir in Rom.«

»Ja, natürlich, aber so genau will ich mich nicht festlegen, wissen Sie.«

»Hm.« Suko war mißtrauisch geworden. Dieser Kerl gefiel ihm nicht. Seine Angaben waren zu unpräzise. Seiner Ansicht nach hatte ihn jemand geschickt, und Suko beschloß, diesem Jerry Stern auf den Zahn zu fühlen.

»Vielleicht kann ich Ihnen bei dem Problem helfen. Wenn Sie mir in die Wohnung folgen würden?«

»Sehr gern sogar.«

»Kommen Sie.« Suko schloß auf, ohne den Mann aus den Augen zu lassen.

Stern stand harmlos in der Gangmitte und lächelte. Er hatte seine Hände in den weißen Hosentaschen vergraben. Suko öffnete die Tür und drückte sie weit nach innen.

»Bitte, kommen Sie herein.«

»Danke.« Stern ging los, trat noch seine Füße ab und passierte Suko. Nach zwei Schritten blieb er stehen, während Suko langsam die Tür schloß.

»Eigentlich, Inspektor, bin ich ja Ihretwegen gekommen«, sagte er und drehte sich um.

»Meinetwegen? Weshalb?«

»Deshalb!«

Suko war es gewohnt, schnell zu reagieren. In dieser Lage aber kam er zu spät.

Der Anwalt hatte seine rechte Hand aus der Hosentasche gerissen. Sein Arm schoß vor, die Faust ebenfalls, und aus ihr ragte der dünne Stab einer Spritze.

Suko wurde am rechten Arm erwischt, bevor er sich gegen die Wand warf. Da aber steckte die Spritze bereits in seinem Fleisch, und er spürte die Wirkung sofort.

Sein angesetzter Schlag traf den Anwalt nicht mehr, der zurückgesprungen war. Zudem waren die Bewegungen des Inspektors viel zu matt. Seine Knie gaben nach, und er hörte das Lachen des Fremden. »Ich habe nicht gedacht, daß es so leicht sein würde, dich zu töten, du verfluchter Hundesohn…«

***

Was soll ich tun?

Der Gedanke schoß Glenda mehrmals innerhalb weniger Sekunden durch den Kopf, aber eine reelle Chance zur Rettung sah sie nicht. Die andere Person stand am Ende der Rolltreppe und wartete, während sie genüßlich grinste.

Glenda sah auch die runden Gläser der Sonnenbrille und konnte die roten Funken erkennen. Ein Zeichen, daß die Person unter dem Einfluß eines Dämons stand.

Die Frau gab sich locker. Sie lächelte sogar. Unbarmherzig schob die Treppe Glenda in die Nähe der unheimlichen Mörderin. Konnte sie noch zurück?

Hinter ihr standen nicht nur die beiden Frauen, auch andere ließen sich hochfahren.

Oben aber wartete sie!

Glenda spürte das Schlagen ihres Herzens. Die Unbekannte trat zur Seite, als ein Mann an ihr vorbei wollte, danach nahm sie sofort wieder die erste Haltung ein.

Jetzt befand sich keine Person mehr zwischen ihr und Glenda. Es gab nur noch die beiden.

Glenda starrte auf das Gesicht der Person. Die Sonnenbrille verdeckte viel, aber nicht die Seite, die Glenda eingerissen hatte. Dort hing die Haut lappig nach unten und erinnerte an eine alte Pelle.

Noch drei Stufen.

Die Unbekannte holte nicht einmal aus. Vielleicht wollte sie Glenda in die Klinge hineinfahren lassen. Ihre Lippen formten sich zu einem Spruch. »Tot, du wirst tot sein«, flüsterte sie Glenda entgegen. »Schon sehr bald…«

Die letzte Stufe.

Plötzlich trat Glenda zu. Und sie war schneller als die Hexe Edwina.

Bevor deren rechter Arm mit der Mordwaffe Glenda erwischen konnte, wühlte sich ihr Fuß in den Unterleib der Hexe. Edwina krümmte sich, aus ihrem Mund drang ein knurrendes Geräusch, sie ging nach hinten, schuf Platz für Glenda, die in ihrem Rücken die Stimmen der beiden Frauen vernahm.

»Sind Sie eigentlich wahnsinnig, die Frau zu treten?«

Glenda hörte nicht. Sie hastete an Edwina vorbei und befand sich schon auf der Oxford Street, wo sich um diese Zeit noch Ströme von Menschen aufhielten.

Sie schoben sich über die Gehsteige, schauten, kauften und bevölkerten auch die Lokale.

Während des Laufens drehte sich Glenda um. Die zahlreichen Passanten nahmen ihr den Blick, die Trägerin der Sonnenbrille entdeckte sie nicht, aber das hatte nicht viel zu sagen. Diese Person verstand es, einen Menschen auch so gut wie unsichtbar zu verfolgen. Sie mußte dämonische Kräfte besitzen.

Glenda Perkins hastete weiter. Menschen kamen ihr entgegen, sprangen zur Seite und wurden von der schweratmenden Glenda aus dem Weg geräumt. Wohin sie rannte, nahm sie nicht wahr. Die Umgebung tanzte vor ihren Augen, alles befand sich in Bewegung, aber sie wußte auch, daß sie es allein nicht schaffen konnte.

Sie brauchte Hilfe.

Fast wäre sie gegen die Stühle eines Restaurants gelaufen, vor dessen Fassade man noch in der Sonne sitzen und essen oder trinken konnte. Glenda wich zwar aus, rammte aber einen Kellner, der sein Tablett fast hätte fallen lassen.

»Kannst du nicht aufpassen, Süße?« Er hielt seine Gläser mit der freien Hand fest.

»Sorry.« Glenda hastete weiter, aber ihre Schritte waren schon schwerfälliger geworden und müder.

Dicht an der Straße lief sie entlang. Schweißgebadet, ziemlich erschöpft. Vor den Augen tanzten manchmal Kreise und Flecken. Sie mußte endlich Ruhe haben, um einen klaren Gedanken fassen zu können. Und sie mußte dorthin, wo die andere Person sie so schnell nicht fand.

Zu Lady Sarah!

Der Weg war weit, doch in London gibt es zahlreiche Taxis. Glenda stoppte ihre Schritte und lehnte sich an die Außenwand einer roten Telefonzelle. Sie brauchte Ruhe, ein, zwei Minuten bestimmt.

Um sie herum flutete der Verkehr. Fußgänger auf den Gehsteigen, die Fahrzeuge auf der Oxford Street. Ein Wirrwarr, der Glenda zusätzlich nervös machte.

Aber es ging ihr allmählich besser. Sie konnte wieder tiefer durchatmen. Der Druck hinter den Schläfen wich allmählich. Sie sah

die Umgebung klarer, das harte Trommeln des Herzschlags legte sich auch.

Sie fand wieder zu sich selbst. Dann winkte sie.

Zwei Wagen rollten vorbei, ein dritter hielt. Der Fahrer lächelte freundlich. »Sie sehen aus, Miss, als hätten sie es eilig.«

»Das habe ich auch.« Glenda öffnete die Fondtür.

»Wo soll es denn hingehen?«

»Nach Mayfair.« Sie nannte die genaue Adresse.

»Mach' ich doch glatt, Miss. Es ist meine letzte Fuhre für heute, dann habe ich Feierabend.«

»Toll.« Glenda hämmerte die Tür zu. Mit dem Rücken drückte sie sich gegen das Polster.

Zwar fühlte sie sich nicht hundertprozentig fit, aber es ging ihr viel besser als noch vor Minuten.

Der Fahrer würde sie zu Sarah Goldwyn bringen, wo auch John Sinclair wartete. Erst dort konnte sich Glenda sicher fühlen.

Natürlich ging es ihr viel zu langsam. Die Oxford Street war verstopft, und fliegen konnten sie nicht. Glenda brachte ihr Gesicht dicht an die Scheibe und schaute nach draußen.

Der Verkehr floß. Stockend zwar, aber sie kamen voran. Ihr Fahrer hatte seinen gesprächigen Tag.

Er redete ununterbrochen, freute sich über das Wetter, sprach aber gleichzeitig vom vergangenen strengen Winter, der den Drivern gutes Geld eingebracht hatte.

Sie rollten die Oxford Street in Richtung Hyde Park hinab. Glenda versuchte immer wieder, einen Blick auf die Gehsteige zu erhaschen, um nach der Frau mit der Sonnenbrille Ausschau zu halten.

Sie ließ sich nicht blicken, und sie saß auch nicht in einem der dem Taxi folgenden Wagen.

Hatte sie die Verfolgung aufgegeben?

Wenn das stimmte, war Glenda gerettet. Dann hatte sie die Chance, Gegenmaßnahmen zu treffen.

Auf der rechten Seite erschien das Cumberland-Hotel, gegenüber von Mable Arch. Sie bogen in die breite Park Lane ein, die den Stadtteil Mayfair an der Westseite abgrenzte.

Zwei große Hotelkästen passierten sie. Kurz vor dem Playboy Club bogen sie in die Tieney Street ein und befanden sich schon wenig später mitten in Mayfair, diesem Teil von London, der zum Wohnen einfach ideal war, weil er citynah liegt.

Glenda atmete zum erstenmal richtig durch. Sie fühlte sich wesentlich besser. Über ihre Lippen huschte ein Lächeln, weil sie davon überzeugt war, es geschafft zu haben.

Vor einer Ampel stoppten sie. Bäume breiten ihr hellgrünes Dach über Gehsteig und Straße aus. Am Himmel stand die Sonne. Sie

schickte ihre Strahlen auf London und gab den Häusern und Straßen einen schon vorabendlichen Glanz.

Wieder drehte sich Glenda um, genau dann, als der Wagen anfuhr. Ob der Fahrer ihren leisen Schrei vernommen hatte, wußte sie nicht. Er wandte ihr sein Gesicht nicht zu, aber Glenda sah es.

Und sie wollte es kaum glauben.

Auf dem Deckel des Kofferraums hockte eine Gestalt.

Die Frau mit der Sonnenbrille!

***

»Abandur«, sagte ich und öffnete die Flasche mit Orangensaft, um Lady Sarah und mir die Gläser zum zweiten Mal zu füllen. »Welch ein Name.« Ich reichte der Horror-Oma ein Glas. »Und du hast nichts darüber in deinem Archiv?«

Sarah Goldwyn hob die Schultern. »John, du hast erst die Hälfte durchgesehen.«

»Stimmt. Allmählich habe ich keine Lust mehr.«

»In drei Monaten wäre alles anders gewesen. Jane und ich haben uns die Anlage schon gekauft. Wir werden alle Titel in einem Computer speichern. Dann ist es leichter.«

»Nur habe ich davon nichts.«

»Sorry.«

Ich stand auf und blickte aus dem schrägen Fenster über zahlreiche Häuserdächer hinweg und auch hinunter in die zwischen den Bauten liegenden Gärten.

Der strahlende Sonnenschein vergoldete die Gegend. Alles war heller, die Bäume wirkten auch frischer, die Straßen nicht mehr so grau, und die Kleidung der Menschen waren wandelnde Farbtupfer zwischen den Hauswänden.

Irgendwo lauerte das Unheil, das den Namen Abandur trug. Es war ein Hexenmeister gewesen, aber weder unter diesem Stichwort hatten wir etwas herausgefunden, noch unter dem Buchstaben A. Mir schien es so, als hätte es ihn nie gegeben.

Ich trank das Glas zur Hälfte leer. Lady Sarah schaute mich aus ihrer sitzenden Haltung an.

»Wo können wir ihn finden?« fragte ich.

»Sieh die zweite Hälfte durch.«

»Da kann die Nacht vorbeigehen.«

»Wenn es Erfolg bringt, wäre es nicht so schlimm.«

»Und Jane? Ich will sie so schnell wie möglich finden, Sarah. Wenn die Nacht herum ist, kann es für Jane Collins zu spät sein.« Ich hieb auf meine Handfläche. »Verdammt noch mal, irgend etwas haben wir übersehen.«

»Das muß nicht unbedingt sein«, widersprach die Horror-Oma.

»Wenn du davon ausgehst, daß dieser Abandur überhaupt nicht so bekannt und berühmt ist, wie er gemacht wurde…«

»Moment mal«, sagte ich. »Meinst du, daß er in deiner Literatur nicht erwähnt wurde?«

»Ja.«

Ich runzelte die Stirn. »Das wäre natürlich fatal. Wenn jemand aber so berühmt ist…«

»Ist er das wirklich?«

»Ich nehme es an.«

»Eben, John. Er kann eine Person gewesen sein, die sich im Geheimen aufgehalten hat. Wenn das so ist, ziehen wir beide immer den kürzeren. Und Jane natürlich auch.«

»Man müßte jemand finden, der ihn kennt.«

Lady Sarah lachte. »Du hast die freie Auswahl. Suche in London und Umgebung nach Hexen. Eine hat Selbstmord begangen. Bestimmt war sie nicht allein…«

Ich hob die Schultern, stellte mein Glas weg und ging zum Telefon. Rasch tippte ich die Nummer unserer Fahndungsabteilung ein. Vielleicht hatten die Kollegen Jane Collins Wagen mittlerweile gefunden. Es war ein Fehlschlag.

Ich bedankte mich und blieb für einige Sekunden still stehen. Allmählich sah ich meine Felle wegschwimmen. Jane hatte nichts hinterlassen, bis auf diesen Abschiedsbrief. Ich sollte mit Glenda glücklich werden. Verdammt, hatte sie das tatsächlich geschrieben? Bestimmt nur unter Zwang oder einem gefährlichen psychischen Einfluß.

»Willst du noch weiter hier oben bleiben?« fragte Lady Sarah.

»Nein, laß uns nach unten gehen. Allmählich wird es mir hier auch zu warm.«

»Okay.«

Ich half Lady Sarah aus dem Sessel, als sie mir ihren Arm entgegenstreckte. Sie lächelte verzerrt.

»Einige blaue Flecken werden schon noch zurückbleiben, aber dieses Weib, das mich auf die Straße gestoßen hat, ist die Spur.«

»Dann finde sie mal in Groß-London.«

»Du hast recht.«

Wir gingen gemeinsam zum Lift. Den Stock hatte die Horror-Oma nicht mitgenommen. Er stand unten im Wohnraum, den wir wenig später erreicht hatten.

»Am besten wird es sein, wenn ich uns etwas zu essen mache, John.«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Trotzdem, mein Junge.«

»Jetzt sprichst du wie meine Mutter.«

»So etwas Ähnliches bin ich ja auch. Ich möchte sie übrigens gern

einmal kennenlernen.«

»Das wird sich machen lassen.« Ich ging wieder zum Telefon.

»Wen willst du anrufen?«

»Suko.«

Lady Sarah verschwand in der Küche, als ich telefonierte und überrascht war, daß Suko nicht abhob.

»Ist er nicht da?« fragte Sarah, als sie wieder zurückkam.

»Nein, und das wundert mich. Er hätte längst zu Hause sein müssen.«

»Vielleicht war er noch etwas einkaufen.«

»Nein, das hätte er mir gesagt.« Ich schaute die Horror-Oma an. »Weißt du, wie ich mir vorkomme?«

»Wie sollte ich?«

»Wie jemand, dem man alles wegnimmt, was sich in seiner Umgebung befindet. Eine unbekannte Kraft ist dabei, sämtliche Spuren zu löschen. Das gefällt mir gar nicht.«

»Kannst du was dagegen tun?«

Ich hob die Schultern, trat ans Fenster und blickte durch den Vorgarten, bis hin zur Straße.

Die Fahrbahn und die Gehsteige lagen schon im vorabendlichen Sonnenlicht. Es fiel schräg vom Himmel, der Schein hatte eine rotgelbe Farbe angenommen und gab der Gegend einen romantischen Anstrich. Selbst die Fahrzeuge störten nicht.

Ein Taxi rollte heran. Aber wie!

»John, ich möchte daß du…«

Was Lady Sarah noch zu mir sagte, hörte ich nicht. Ich fühlte mich plötzlich wie Nurmi. Noch nie zuvor hatte ich Lady Goldwyns Haus so schnell verlassen.

***

Suko hatte einen Blackout gehabt. Dieses eingespritzte Teufelszeug besaß eine K.-o.-Wirkung, die selbst einen sehr starken Menschen wie Suko nicht verschonte.

Er konnte nicht einmal darüber nachdenken, weshalb man ihn auf diese hinterlistige Art und Weise zu Boden geschickt hatte, und als er wieder erwachte, da hörte er das leise Klatschen von Wellen.

Suko blieb ruhig. Er öffnete auch nicht die Augen. In solchen Dingen kannte er sich aus. Sollte er von seinem Gegner heimlich beobachtet werden, wollte er ihm von seinem Zustand nicht zuviel verraten.

So blieb er zunächst einmal liegen.

In seinem Hals schien die Zunge wie ein alter Klumpen zu liegen. Wenn er zu schlucken versuchte, glaubte er, den Speichel erst durch eine schmale Höhlenöffnung schieben zu müssen. Dieses sich noch im Körper befindliche Gift hatte den Kreislauf sehr stark beeinträchtigt.

Aber er konnte sich bewegen.

Da er trotz seiner geschlossenen Augen nicht spürte, ob sich jemand in der Nähe befand, wagte er es, die Arme anzuziehen. Es blieb beim Versuch.

Er brachte die Arme nicht mal an den Körper gezogen. Sie waren nach, links zur Seite gedreht.

Gleichzeitig spürte er die Kälte und Nässe, die seinen Körper einhüllte wie ein Tuch.

Kalt und naß?

Suko öffnete die Augen. Er zog gleichzeitig die Beine an, denn sie waren nicht gefesselt. Sein Blick klärte sich nur allmählich. Dann sah er schließlich, wo er sich befand.

In einer mit Wasser gefüllten Badewanne!

Zunächst glaubte er noch an eine Halluzination, bis ihm einfiel, daß er das Zimmer, in dem die Wanne stand, sogar kannte. Es war sein eigenes Bad.

Und dieser verfluchte Anwalt hatte Sukos Hände an den Kran gefesselt, der sich an der linken Seite befand und aus der gekachelten Wand ragte.

Deshalb also hatte er das Klatschen der Wellen vernommen, als er sich bewegte.

Wie simpel doch alles war, aber trotzdem verdammt gefährlich. Ohne Hilfe konnte sich Suko aus dieser Lage nicht befreien. Und daß sich dieser Anwalt noch in der Wohnung befand, konnte Suko hören. Er lief im Wohnraum hin und her, sprach sogar mit sich selbst.

Der Mann hatte den Inspektor nicht ausgezogen. In voller Kleidung lag Suko im Wasser und fror.

Sein Kopf schien angeschwollen zu sein. Hinter der Stirn hämmerte es, und er wollte dafür sorgen, daß er zunächst einmal die verdammten Fesseln löste.

Suko versuchte es durch Zerren und Reißen. Frei kam der Inspektor nicht, er erreichte durch seine wilden Bemühungen genau das Gegenteil.

Weshalb hatte ihn der Anwalt in die Wanne gesteckt? Da gab es nur eine Antwort.

Er wollte Suko töten!

Wahrscheinlich war er nicht bewaffnet und hatte deshalb zu dieser oft schon praktizierten und eigentlich uralten Mordmethode gegriffen. Stern brauchte nur ein angeschlossenes und eingeschaltetes Elektrogerät in das Wasser zu werfen, und alles war vorbei.

Suko fühlte sich so verdammt wehrlos und sah sich noch einmal seine Fesseln an. Nein, die saßen zu fest. Sie umschlangen beide Handgelenke wie dünne Seile und sperrten die Blutzufuhr.

Zerreißen konnte Suko die Fesseln nicht. Und den Kran aus der Wand zu zerren, das würde er auch nicht schaffen, wenigstens nicht so, daß

sein Gegner es nicht hörte.
Und der kam.
Suko vernahm die Schritte, drehte sich etwas in der Wanne, so weit es die Fesseln zuließen, und richtete seinen Blick auf die Tür, wo Jerry Stern plötzlich auf der Schwelle stand und die Hände in die Hüften stützte. Ein breites Grinsen spielte um seine Lippen.
Es zeigte genau den Triumph, den er innerlich spürte. Von seiner Smartheit war so gut wie nichts übriggeblieben.
»Wie fühlst du dich?« fragte er und betrat das Bad. Mit dem Fuß angelte er sich einen Hocker.
»Naß!« erwiderte Suko.
»Kann ich mir vorstellen.« Stern setzte sich, holte eine Zigarette mit weißem Mundstück hervor und zündete das Stäbchen an. Den ersten Rauch blies er gegen die Wanne, wo er sich über dem Wasserspiegel verteilte.
»Ich werde dich töten!« erklärte er nach dem zweiten Zug.
»Das habe ich mir fast gedacht. Darf ich auch nach dem Grund fragen?«
»Ja, du stehst uns im Wege! Du, diese Perkins und dieser verdammte Sinclair.«
»Die beiden willst du auch noch umbringen?«
»Nicht nur ich.«
Suko dachte an Glenda und schluckte schwer. Verdammt, Glenda war der große Schwachpunkt.
Schließlich hatte dieser Mann es geschafft, selbst ihn zu überwältigen, da würde ihm Glenda kaum Schwierigkeiten machen.
»Weshalb sollen wir sterben?«
»Wir wollen es so. Ihr steht uns im Weg.«
»Wer seid ihr?«
»Abandur…« Stern sprach den Namen leise aus und ließ ihn zunächst wirken.
»Den kenne ich nicht.«
»Du enttäuschst mich, Chinese. Abandur sollte man eigentlich kennen. Er ist ein Mächtiger gewesen, ein Hexenmeister, der nun den Weg zurückgefunden hat.«
»Aus dem Grab?«
»Ja, seine Dienerinnen holten ihn hervor. Die Hexen, verstehst du? Sie nahmen das Skelett, steckten es in ihr vom Teufel abgesegnetes Gebräu und sorgten dafür, daß Abandur zu dem wurde, was er einmal gewesen ist.«
»Zu einem Menschen?«
Stern lachte. »So soll er aussehen, habe ich mir sagen lassen.«
»Er hat also die Hexen beherrscht«, erklärte Suko. »Das habe ich ja alles verstanden. Nur bin ich mir über Ihre Rolle noch nicht im klaren,

Stern.«

»Ich habe ihm viel zu verdanken.«

»Was?«

»Alles. Meinen großen Erfolg in der Branche, meinen Reichtum, mein Ansehen. Als ich damals anfing, war ich ein Nichts, ein kleiner Kläff er, aber ich war ehrgeizig und verzweifelt. Ich erfuhr von einer Sekte, die Abandur als ihren Meister anerkannte. Mit ihr nahm ich Kontakt auf. Es waren Hexen, alte Vetteln, die schon lange Jahre lebten und sich versteckt hielten. Sie haben schon zu Abandur gestanden, als dieser noch vom Teufel beschützt und als großer Hexenmeister anerkannt wurde. Abandur aber lief in eine Falle. Man hat ihn damals gefesselt und bei lebendigem Leibe begraben, doch die Hexen schworen, daß er zurückkommen würde, und diesen Schwur haben sie nach sehr langer Zeit gehalten.« Stern beugte sich vor. »Meine Freundinnen, Inspektor, waren einmal sehr schön. Die Zeit und Abandur hat sie alt gemacht, aber sie hat sie nicht sterben lassen, verstehen Sie? Die Hexen haben durch ihn so etwas wie das ewige Leben erhalten. Ist doch was oder?«

Er lachte und schleuderte die Zigarettenkippe in das Wasser der Wanne, wo der Stummel zischend verlöschte und auf der Oberfläche liegenblieb.

»Was hat das mit uns zu tun?« fragte Suko.

»Direkt nichts, aber ihr seid unsere Feinde, denn Abandur hat eine aus eurer Mitte zu sich geholt.«

»Jane Collins!«

»Sicher, sie gehörte einmal zu uns. Die Hölle verträgt es eben nicht, wenn ihr ein Getreuer oder eine Getreue den Rücken zuwendet. Das mußt du begreifen, und sie sammelt ihre Kräfte, um die Ungetreuen zurückzuholen. Wie bei Jane Collins geschehen. Der Plan ist vor langer Zeit schon vorbereitet worden. Durch die Puppe erhielten wir Kontakt, denn die Hexen kennen auch den Zauber des Voodoo. Wir haben Jane Collins beeinflussen können, bis sie reif war. Das ist nun der Fall. Sie hat euch verlassen und ist zu uns gekommen. Noch in der folgenden Nacht wird sie neben Abandurs Seite als seine Braut sitzen und dem Hexen-Polterabend beiwohnen. Auch die Hexen haben ihre Regeln. Vor der Hochzeit gibt es einen Polterabend, wie bei den Menschen. Nur wird unser Abend ein wenig anders ausfallen, aber das wirst du nicht mehr erleben.«

»Du willst töten!«

»Deshalb liegst du hier in der Wanne.« Stern zündete sich eine zweite Zigarette an. »Ich habe leider keine Schußwaffe, sonst hätte ich dir schon eine Kugel gegeben. Aber die Spritzen wirken sofort. Ich kenne die Zusammensetzung der Lösung nicht, sie ist nur den Hexen bekannt. Nun ja, mir hat es gereicht.«

»Wie werden Sie mich umbringen, Stern?«

»Es gibt da verschiedene Möglichkeiten«, erwiderte er, ohne konkret zu werden. »Ich will dir nur sagen, daß ich mir nach deinem Tod diesen John Sinclair vornehme. Man nennt ihn den Geisterjäger. Das ist bald vorbei, ein Toter wird es kaum schaffen, Geister zu jagen.«

»Da haben Sie recht.«

Der Anwalt hob die Schultern und stand auf. »Eine Frage noch. Welches elektrische Gerät soll ich in die Wanne werfen? Einen Toaster, einen Haarfön, vielleicht auch einen Rasierapparat? Du hast die freie Auswahl, Inspektor.«

»Es ist mir egal.«

»Wunderbar. Dann werde ich jetzt in die Küche gehen und nachsehen, was es da so gibt. Bis gleich…« Er fügte noch ein Lachen hinzu und verschwand aus dem Bad.

Zurück blieb ein an den Wasserkran gefesselter Suko. Sein Körper wurde allmählich steif, das Wasser war kalt, hinzu kamen die Handfesseln, die wegen ihrer Enge das Blut stauten. Nur die Beine hatte der Kerl nicht gefesselt.

Jerry Stern fühlte sich wohl. Suko vernahm sein fröhliches Pfeifen durch die offene Tür. Eine Schranktür klappte, und der Chinese dachte daran, daß der Toaster im Schrank stand.

Mit diesem Gerät kam der Anwalt zurück. Er hielt es in der rechten Hand. Sein Gesicht zeigte abermals Triumph, die Lippen waren zu einem verzerrten Lächeln verzogen.

»Ich habe mich für den Toaster entschieden«, erklärte er zu allem Überfluß.

»Soll ich geröstet werden?« fragte Suko.

»So ungefähr.« Er grinste den Inspektor an. »Einen gewissen Humor kann ich dir nicht absprechen. Ich wußte gar nicht, daß Chinesen so sein können.«

»Man lernt eben nie aus.«

Suko erhielt keine Antwort, weil der Anwalt nach einer Steckdose suchte. Er fand sie neben dem Spiegel, ließ den Stecker darin verschwinden, und war zwei Sekunden später restlos enttäuscht, weil die Schnur nicht reichte.

»Verdammt!«

»Zu kurz, wie?«

Stern starrte Suko an. »Freu dich nicht zu früh. Ich finde noch eine andere Möglichkeit.« Mit einem wütenden Ruck riß er den Stecker wieder heraus.

Suko befürchtete, daß er recht hatte. Das Bad war leider nicht nur mit einer Steckdose ausgerüstet.

Neben der Tür befand sich eine zweite, etwa kniehoch über dem Boden.

Da würde die Entfernung ausreichen!
Ein gemeines Grinsen huschte über Sterns Gesicht, als er die Steckdose entdeckte. Er maß die Distanz zwischen Wanne und der Steckdose mit seinen Blicken ab, bevor er nickte.
»Nun, Chinese?«
»Machen Sie schon«, erwiderte Suko ruhig.
Jerry Stern bückte sich. Jetzt ließ er sich Zeit. Er drückte den Stecker fest hinein, behielt den Toaster in der Hand und richtete sich auf. Sein Blick blieb auf Suko kleben.
»Angst?« fragte er, streckte den rechten Arm aus und ließ den Toaster über dem Wasser schweben.
»Nein.«
»Der große Held, wie?«
»Das auch nicht, aber Sie haben vergessen, den Toaster einzuschalten, mein Lieber.«
Stern zuckte zusammen. Er fühlte sich auf den Arm genommen, aber er änderte dies sehr bald.
»So!« flüsterte er, »jetzt kann dir keiner mehr helfen.«
»Ja«, gab Suko zu. »Aber«, sprach er schnell weiter. »Jeder zum Tode Verurteilte hat noch einen letzten Wunsch. Mir ergeht es da nicht anders.«
»Du willst Zeit schinden?«
»Nur den Wunsch aussprechen.«
»Noch eine Zigarette?« höhnte Stern.
»Ich bin Nichtraucher.«
»Was willst du dann?«
»Sie können mir einen Gefallen tun. Ich trage in meiner Jackentasche etwas bei mir. Und zwar einen Stab. Er ist so etwas wie ein Talisman für mich. Wenn Sie mir den Gefallen tun würden und den Stab hervorholen…«
»Meinst du den?« Jerry Stern griff mit der freien Hand in die dünne Innentasche. Er holte Sukos Stab hervor, den der Chinese vor langer Zeit in einem tibetanischen Kloster erhalten hatte.
»Das ist er!«
»Und was willst du damit?«
»Ich möchte ihn nur festhalten. Sie können ihn mir ja in die Hände drücken. Das müßte trotz der Fesselung klappen.«
Sterns Gesicht nahm einen widerwilligen Ausdruck an. »Das ist ein Trick, verdammt!«
»Wie könnte ich Ihnen mit diesem Stück gefährlich werden? Es ist kein Trick. Höchstens ein Tick von mir. Ich habe ihn von meinen Eltern bekommen. Bei uns in China sagte man, daß das wertvollste Geschenk der Eltern auch mit in den Tod genommen werden soll, sonst wird die Seele niemals das Paradies erreichen.«

Stern überlegte. »Ihr seid schon komische Leute, ihr Schlitzaugen.« Er hob die Schultern. »Mir soll es recht sein.«
Suko hoffte darauf, daß Stern den Toaster abstellte. Das tat er auch. Dann beugte er sich vor und drückte Suko tatsächlich den Stab zwischen seine Hände.
Der Inspektor überlegte, ob er seinen Kopf hochschmettern und versuchen sollte, den anderen entscheidend zu treffen.
Er ließ es bleiben.
Stern trat wieder zurück. »Bist du jetzt zufrieden?«
»Sehr.«
Der Anwalt griff nach dem Toaster. Er hielt ihn in der linken Hand und trat sehr nahe an den Wannenrand, wobei er sich ungefähr in Hüfthöhe mit Suko befand.
»Dann gute Reise ins Paradies, Chinese«, sagte er…

***

Glenda Perkins war geschockt, am Boden zerstört, als sie die Gestalt auf dem Kofferraum hocken sah. Das konnte nicht wahr sein. Wie hatte es dieses verfluchte Weib geschafft, den Wagen zu verfolgen?
Magie! Magische Kräfte hatten ihr dazu verholfen. Und sie grinste die Sekretärin an, die sich einfach nicht rühren konnte, weil das zuviel für sie war.
Glenda schaute durch das Glas und konzentrierte ihren Blick auf die Augen der Frau.
Die roten Punkte waren nach wie vor vorhanden. Diesmal nur nicht so klein, sondern so groß wie die Pupillen.
Der Wagen fuhr an.
Jetzt erwachte auch Jane aus ihrer Erstarrung. »Fahren Sie doch schneller.« schrie sie in den Nacken des Driver.. »Mein Gott, so beeilen Sie sich doch!«
»Aber wieso? Ich kann nicht schneller fahren. Und fliegen ist nicht drin, Miss. Was haben Sie eigentlich?«
»Auf dem Kofferraum hockt jemand!«
Der Fahrer lachte kurz, dann brach seine Lache ab. »Sie… Sie wollen mir was erzählen.«
»Nein, schauen Sie.« Glenda drehte sich wieder um - und sah nichts. Die Gestalt der Frau im hellen Staubmantel war verschwunden, wie aufgelöst.
Wie durch Watte gefiltert, drang die fragende Stimme des Fahrers in den Fond. »Wo steckt sie denn? Ich habe sie nicht gesehen. Tut mir leid, Miss, da hat wohl einiges nicht gestimmt.«
Glenda sank im Sitz zusammen. »Ja«, erwiderte sie keuchend. »Ich glaube, Sie haben recht.«
»Sind Sie nervös?«

»Welch eine Frage.«

»Machen Sie mal eine Kur. Was glauben Sie, wie viele Fahrgäste ich habe, die unter einer Neurose leiden. Damit will ich nicht gesagt haben, daß Sie neurotisch sind. Aber ich an Ihrer Stelle…«

Glenda hörte nicht mehr hin. Sie vernahm nur Schlagworte wie Bio-Nahrung und Nervenkostüm.

Da konnte jemand sagen, was er wollte. Was sie gesehen hatte, das hatte sie gesehen und sich nicht eingebildet. Auf dem Kofferraum hatte dieses Weib gehockt, diese verfluchte Hexe.

War sie abgesprungen?

Glenda schaute nach draußen. Plötzlich dauerte ihr die Fahrt viel zu lange. Leider würden sie noch einige Minuten unterwegs sein, bis sie das Ziel erreichten. Eine Zeit, die für sie zu einer seelischen Folter werden konnte.

Der Kofferraum war leer. Glenda hatte sich so hingesetzt, daß sie auf ihn blicken konnte. Sie sah die anderen Wagen und die Auspuffahne des Taxis.

Die Fahrer hinter ihnen mußten doch etwas bemerkt haben. Die waren doch nicht blind.

Zwei bogen jetzt nach links ab. Sie winkten Glenda zuvor noch zu, einer deutete sogar in die Höhe.

Was hatte das zu bedeuten?

Glenda sah es im nächsten Moment, als sich von oben her etwas nach unten schob und in den Bereich der Scheibe geriet.

Es war eine Hand!

Die gehörte der Frau, denn aus der Faust ragte noch die dünne Messerklinge hervor. Sie kratzte von außen über die Scheibe, die allerdings noch hielt.

Die Hand bewegte sich hin und her, als wollte sie jemand rasieren. Glenda hielt es nicht mehr aus.

»Sie ist wieder da!« rief sie nach vorn. »Verdammt, die sitzt auf dem Dach.«

»Ja, ja, Lady, schon gut.«

»Doch, sehen Sie hin!«

»Wir sind gleich da. Nur noch eine Kurve, dann haben wir die Straße schon erreicht.« Der Fahrer betätigte bereits das Blinklicht und zog den Wagen nach links.

Glenda hatte sich in die äußerste Ecke gedrückt, die Hände vor ihren Mund gepreßt und beobachtete, wie ein Teil des Armes erschien und sogar das Gesicht mit der Brille.

Genau, das war sie.

»So, wir können jetzt schon mal abstoppen, Miss.« Der Fahrer redete, als säße ein Kind im Fond.

Dann aber platzte die Scheibe. Sie zerkrümelte. Einige Teile fielen

hinein, Wind fegte in den Wagen, die Hand mit dem Messer schlug noch gegen im Rahmen klemmende Stücke und hämmerte sie weg.

»Scheiße, verdammt! Da ist ja wirklich jemand!« schrie der Fahrer und trat auf die Bremse.

Glenda gab keine Antwort. Das Manöver schüttelte sie durch, aber auch die Gestalt auf dem Wagendach. Nur hatte sie damit gerechnet.

Das Glas hatte sie aus dem Rahmen schlagen können, also war der Weg nun frei.

Mit einer artistisch wirkenden Bewegung tauchte sie, mit dem Kopf voran, in den Wagen, hielt sich mit einer Hand fest und schob die andere auf Glendas Gesicht zu.

Sie schlug danach.

Ihre Finger trafen die graue Haut, die sich so kalt und blutleer anfühlte.

»Ich kriege dich!« keuchte Edwina. »Ich kriege und vernichte dich. So ist es vorgesehen!« Sie kroch weiter. Erst jetzt sah Glenda, daß dieses verfluchte Messer zwischen ihren Lippen steckte.

Glenda riß es hervor. Damit hatte die Hexe nicht gerechnet, und auch Glenda wunderte sich über ihren eigenen Mut. Erst als sie den schmalen Griff umklammert hielt, wurde ihr klar, was sie da getan hatte.

Sofort stach sie zu.

Die Hexe konnte nicht ausweichen. Sie befand sich noch auf dem Weg in das Taxi, doch Glenda hatte schlecht gezielt. Am Schulterknochen rutschte die Klinge ab, eine Wunde blieb, aus der kein Blut strömte.

Dann war Edwina im Wagen.

Sie kümmerte sich nicht um das Schreien des Fahrers, für sie gab es nur eins: ihre Aufgabe zu vollenden. Mit aller Kraft und der freien Hand drückte sie Glenda zurück in die äußere Sitzecke, wo ihr die Sekretärin nicht mehr ausweichen konnte. Noch hielt Glenda die Waffe fest, nur ließ Edwina es nicht zu, daß Glenda zustieß. Sie war sehr schnell. Als Glenda wieder zustechen wollte, gelang es ihr, das Gelenk zu packen und herumzudrehen.

Glenda Perkins schrie auf. Sie hatte das Gefühl, ihr Arm wäre dicht unter dem Ellbogen gebrochen, und mußte das Messer loslassen. Tränen traten in ihre Augen. Die Hexe packte das Messer und lachte schrill in ihrer wahnsinnigen Vorfreude auf das Ende ihrer Feindin.

Da riß jemand die Autotür auf, und zwei Hände gruben sich in Edwinas Schultern…

***

Die Hände gehörten mir!

Ich war wie ein Berserker aus dem Haus gestürzt, als ich erkannt

hatte, was sich auf dem Dach des Wagens abspielte. Und ich hatte auch den Fahrgast gesehen.

Der Driver hatte seinen Wagen verlassen. Er war unfähig, in die Auseinandersetzung einzugreifen.

Leider stand er mir im Weg. Ich schleuderte ihn zur Seite, so daß er bis in den Vorgarten fiel, hatte freie Bahn, riß die Tür auf und packte zu.

Meine Finger gruben sich hart in den Mantelstoff und drückten auch gegen das Fleisch über den Knochen. So behielt ich die Hexe im Griff, zog sie zurück und beförderte sie durch diesen Ruck aus dem Fahrzeug. Sie kippte auf die Straße, war aber sofort wieder auf den Beinen und rannte auf Lady Sarahs Haus zu.

Die Horror-Oma stand in der Tür. Meine Warnschreie beachtete sie nicht. Es würde mir nicht gelingen, die Hexe noch vor dem Erreichen des Hauses zu stoppen. Dann konnte sie wie ein Gewitter über Lady Sarah herfallen.

Mit einer Silberkugel wollte ich sie nicht auslöschen. Dieses Weib mußte mir noch etwas sagen.

Die letzten Yards sprang sie. Es sah aus, als würde sie fliegen, als sie auf Lady Sarah zuhechtete und dabei noch immer die verdammte Klinge festhielt.

Ich riß die Beretta hervor. Jetzt war mir alles egal. Aber ich hatte nicht mit der Horror-Oma gerechnet und deren Spazierstock. Mit einer Hand stützte sie sich ab, in der anderen hielt sie den Stock, und den riß sie hoch.

Die Hexe stoppte nicht mehr. Ich sah noch, wie sie sich aufbäumte, als sie von der Spitze erwischt wurde, wobei diese sich wie eine Lanze durch ihren Körper bohrte.

Sie fiel auf den Rücken, schrie furchtbar, und der Spazierstock steckte noch in ihrem Körper.

Lady Sarah starrte mich an. »Du hast mir einmal geraten, die Spitze des Stocks mit geweihtem Silber beschlagen zu lassen. Das… das habe ich getan, John.«

Ich winkte ab. »Schon gut.«

Dann kümmerte ich mich um die Hexe. Sie lag auf dem Rücken. Ihr Gesicht war verzerrt, die Haut nahm eine andere Farbe an. Sie wurde allmählich grau und auch braun. Dabei zog sie sich zusammen und löste sich von den Knochen, die wie ein blankes, bleichgelbes Puzzle vor mir lagen. Lange Jahre hatte sie gelebt, doch nun verging sie innerhalb weniger Sekunden.

Ihre Sonnenbrille lag irgendwo im Vorgarten. Die roten Punkte in den Augen verloschen.

Ich wollte sie noch etwas fragen. Eine Antwort würde ich nicht mehr erhalten. Dafür stieg uns stinkender Qualm in die Nasen, der sich

unter ihrer Kleidung gebildet hatte. Unter dem Mantel löste sie sich weiter auf. Der Stoff verdeckte gnädig diesen Anblick.

»Einmal hätte sie mich fast umgebracht«, sagt Lady Sarah leise. »Jetzt habe ich es geschafft.« Mit einem Ruck zog sie die zweckentfremdete Waffe aus dem Körper.

Ich lehnte mich gegen die Haustür. In meinem Innern sah es ziemlich mies aus. Ich hatte gehofft, eine Spur zu Jane Collins zu finden. Durch die Vernichtung dieser Hexe allerdings war damit wieder nichts.

Die Suche begann von vorn. Zudem würde es nicht mehr lange dauern, bis Dämmerung und Dunkelheit hereinbrachen.

»John?«

Ich drehte mich um. Glenda stand vor mir. »Danke, John. Zweimal bin ich ihr entwischt, jetzt hätte ich es nicht geschafft.«

»Na ja, Glück gehört dazu. Komm ins Haus.«

»Der Fahrer, John!«

Er lamentierte noch. Ich erklärte ihm, daß Scotland Yard ihm den Schaden ersetzen würde, und bezahlte die Fahrt. Damit war er zufrieden. Ohne Heckscheibe setzte er seine Fahrt fort.

Ich ging zurück zum Haus. Dabei beherrschte mich nur ein Gedanke. Wo befand sich Jane Collins, und wie konnten wir sie finden…?

ENDE des ersten Teils